bref

Das Magazin der Reformierten N° 2/2021 – 19. März

Think Big

Warum die Kirche für Al Imfeld zu eng wurde

Ein Jahr Pandemie Was sechs Menschen zuversichtlich stimmt Seite 16

Die Königin der Instrumente und ihr neuer Meister Der 23jährige Sebastian Heindl gilt als der nächste grosse Orgelvirtuose Seite 40

Spital- und Klinikseelsorge (SPKS)

Der Studiengang CAS SPKS wird von der Theologischen Fakultät der Universität Bern und der Theologischen Hochschule Chur sowie den Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn und der Deutschschweizerischen Ordinarienkonferenz angeboten und richtet sich sowohl an Neueinsteiger*innen als auch an erfahrene Berufsleute. Er dient dem Transfer zwischen Praxis und Theorie und vertieft spezifische Themen der Seelsorge in somatischen Spitälern und psychiatrischen Kliniken.
Die einzelnen Module können auch separat besucht werden.

Module 2021

3. - 4. Mai, 7. - 8. Juni 2021:	Modul 4: Was ist "gute" Seelsorge im Gesundheitswesen? Professionalität, Interprofessionalität und Diversität
5. - 6. Oktober, 5. November 2021:	Modul 5: Wann ist mehr zu viel und weniger nicht genug? Medizinethische Fragen in Spital und Klinik

Informationen und Kontakt:
Dr. theol. Claudia Graf

Aus- und Weiterbildung
in Seelsorge AWS
www.aws.unibe.ch/spks

UNIVERSITÄT BERN

4 Weltenbürger aus dem Hinterland
Von Lotta Suter

14 ***Kuratiert von***
Brida von Castelberg, Ärztin

16 Sieben ehrliche Telefongespräche über das, was uns hoffen lässt
Von Oliver Demont und Tom Kroll

25 ***Aus der Herzkammer***
Schwarz
Von Ramin Nikzad

27 ***Diethelm***
Trost in der Prädestinationslehre
Von Roland Diethelm

28 Eine Pfarrerin kann nicht mehr und tritt aus der Kirche aus. Und dann?
Von Lukas Fuhr

34 ***Filme lesen***
Happy End für das Happy End
Von Thomas Binotto

37 ***Bücher aus Religion, Theologie und Kirche***
Auf die Frage nach dem Antisemitismus gibt ein vielgelobter Essay keine Antwort
Von Alfred Bodenheimer

40 Ein junger Orgelvirtuose zieht alle Register
Von Christina Rietz

47 ***Leichte Sprache****
Übersetzungshilfe beim Lesen der Website der Zürcher Reformierten, Stichwort: «Singen»
Von Heimito Nollé

53 ***Cinémathèque***
Frankreich auf der Couch – ein Psychologe therapiert die Opfer von Terror

54 ***Reaktionen***

55 ***Der ehrliche Klappentext***
Beste Coronalektüre: Susan Sontags Erzählungen handeln vom Unbehagen mit Leiden, Krankheit und Tod
Von Dolores Zoé Bertschinger

56 ***Überschätzt***
Stille
Von Andreas Öhler

Wenn es etwas gab, das Al Imfeld Mühe bereitete, dann war es Enge. Seine Heimat im Luzerner Hinterland liess er ebenso hinter sich wie die Kirche und alle anderen Orte, die ihm und seinem Denken Schranken setzten. Als er 2017 im Alter von 82 starb, verabschiedete sich auch ein Renaissancemensch.

In einem zugewandten und ebenso ehrlichen Portrait erinnert die Autorin Lotta Suter an den unangepassten Theologen, der es weder sich noch der Welt bequem machte.

Ein Jahr lang versucht die Welt nun einem Virus Einhalt zu gebieten. Die anfängliche Angst wich Vorsicht, gefolgt von Resignation und einer gewissen Gleichgültigkeit. Mit dem Frühling und der Aussicht auf ein wirksames Vakzin erwachen nun bei vielen Gefühle von Zuversicht. In sehr persönlichen Telefongesprächen teilen sechs Menschen unterschiedlichen Alters ihre Gedanken, Träume und Wünsche für die Zeit danach.

Seit fünf Jahren trägt Susanne Leuenberger massgeblich dazu bei, wofür *bref* heute steht: ein mit Sorgfalt produziertes Magazin, das auch über die Kirche hinaus Beachtung findet. Ihre Texte sind für viele zu einer Marke geworden, die Anspruch und Schönheit verspricht.

Nun heisst es Abschied nehmen. Ab kommendem Monat verantwortet Susanne Leuenberger als Redaktionsleiterin die Geschicke der «Berner Kulturagenda», der grössten Kulturplattform der Schweiz. Ich bedanke mich bei meiner Kollegin für all das, was sie für dieses Heft geleistet hat. Es ist viel.

Oliver Demont

BILD: KARIN HOFER/NZZ

BILD: KARIN HOFER/NZZ

Weltenbürger aus dem Hinterland

Al Imfeld war vieles: Theologe, Afrikakenner, Poet und Gastgeber. Nur für Kleingeister war er nichts. Erinnerung an einen starken und zugleich verletzlichen Mann.

Von Lotta Suter

Längst hätte ich die digitale Adresse des Theologen, Entwicklungsexperten, Agrarwissenschaftlers, Journalisten und Geschichtenerzählers, mit dem ich jahrzehntelang eng zusammengearbeitet habe, löschen müssen. Al Imfeld ist seit dem 14. Februar 2017 tot. Doch ich habe bei verstorbenen Kontakten meine liebe Mühe, sie mit einem Klick aus meinem Computerleben zu entfernen. Ich behandle solche E-Mails wie alte Familienfotos, die ich mir zwar nie ansehe, aber trotzdem in einer Schachtel aufbewahre und nicht in den Papierkorb werfe.

Bei Al Imfeld fällt es mir besonders schwer, die Verbindung vom Diesseits zum Jenseits, von den Lebenden zu den Toten zu kappen. Denn er war ein Mensch, der Himmel und Erde ein Leben lang nie scharf trennte. Einmal hatte ich meinen Finger klickbereit auf der Maus. Da fielen mir die armen Seelen ein, die in einer von Al Imfelds Erzählungen auf einem abgeräumten Roggenfeld im Luzerner Hinterland zu Allerheiligen Schifflein fahren. Ich sah die neblige Spätherbstlandschaft vor mir, darin das schummrige Licht der Sonne, das Mutter Imfeld als Leuchten der verstorbenen Verwandten und Bekannten deutete. In Al Imfelds Erzählung bitten die armen Seelen darum, nicht vergessen zu werden. Denn nach dem Tod sei die Einsamkeit das schrecklichste. Ich weiss nicht, ob das so ist. Ich persönlich glaube eher, dass der Tod alle Einsamkeit aufhebt. In diesem Fall bin jedenfalls ich es, die noch nicht ganz loslassen kann.

Wie gerne hätte ich mich mit Al Imfeld, dem Afrikakenner und Mitstreiter des afroamerikanischen Bürgerrechtlers Martin Luther King, ausgetauscht über das Wiederaufflammen des Rassismus in den USA. Was hätte er wohl gesagt zu Donald Trump und zu «Black Lives Matter», dieser neuen starken Bürgerrechtsbewegung, die die Geschichte Amerikas mitbestimmt?

Al Imfelds Stube

Geboren wurde Alois Johann Imfeld am 14. Januar 1935 als ältestes von dreizehn Kindern einer Kleinbauernfamilie. Seinen Geburtstag feierte Al Imfeld, der seit seinem Aufenthalt in den USA Anfang der 1960er Jahre nur noch die religiös weniger belastete

Kurzform seines Vornamens brauchte, jeden Winter unverschämt und grosszügig. Über mehrere Tage hinweg bewirtete er jeweils in seiner Zürcher Altbauwohnung eine wechselnde Schar von Besucherinnen und Besuchern mittags und abends mit Suppe, Trockenfleisch und Käse, frischem Brot und gutem Wein. Und natürlich mit Geschichten aus seinem langen Leben auf vielen Kontinenten und in ganz verschiedenen Kulturen.

Die Gäste kamen und gingen. Al Imfeld sass schmunzelnd in seinem Lieblingssessel und hielt Hof wie ein traditioneller Chief, eine Rolle, die er im farbigen afrikanischen Hemd mit prachtvollem Amulett auf der Brust ganz gerne spielte. Al Imfeld betonte aber oft, dass es beim grossen Geburtstagsgelage, wie auch bei seinen wöchentlichen Mittagstischen, nicht um seine Person ging, sondern um das Zusammenbringen von Menschen und Ideen, von unterschiedlichen Lebenserfahrungen und Visionen. In seinem bodenständig weltoffenen Salon traf der Karrierediplomat auf den Gewohnheitstrinker, die Missionsschwester auf die exzentrische Künstlerin, das Rotary-Club-Mitglied auf den überzeugten Marxisten, die Tänzerin oder Doktorandin aus Afrika auf die Entwicklungshelferin aus der Schweiz.

Gott und die Welt

Als ich an meiner Imfeld-Biografie arbeitete, sass ich einmal während der ganzen langen Geburtstagsfeier als Beobachterin in der Wohnzimmerecke. Das Ambiente änderte ständig. Als wäre der Raum beleuchtet von einer dieser Lampen, die in gewissen Intervallen ihre Farbe wechseln von Blau zu Rot, von Grün zu Gelb. Die Stimmung war herzlich, dann plötzlich ziemlich frostig. Die Unterhaltung wurde lauter, fast zornig – und fand dann unvermittelt wieder zurück zu einer stets etwas fragilen Fröhlichkeit. Al Imfeld griff selten ein, aber wenn es nötig war, wusste er, wie man heftige Zusammenstösse verhindert, wie man Spannungen abbaut. Vermitteln und Versöhnen war seine eigentliche Berufung. In einer Geschichte aus seiner Kindheit schrieb Al Imfeld: «Ich wollte, solange ich mich erinnern kann, zweierlei in dieser Welt, nämlich Menschen helfen und sie überzeugen, dass wir es schön haben und es andere auch so schön haben könnten.»

Bei Brot und Wein redete man in Al Imfelds guter Stube über persönliche Erfolge und etwas seltener über Misserfolge. Auch Wirtschaft und Politik, die Situation in der Schweiz, in den USA, in Asien und Afrika kamen zur Sprache. Der eine Gast referierte über Saatgutzüchtung im subtropischen Klima, die nächste Besucherin über glamouröse und kostspielige Bestattungsbräuche in Westafrika. Und ein dritter plauderte aus der Schule der Missionsgesellschaft Bethlehem. Kurz: man verhandelte über Gott und die Welt. Weil für den Gastgeber das Profane und das Sakrale untrennbar miteinander verflochten waren. Er selber schrieb dazu: «Von klein auf nahm ich alles, und besonders auch das Religiöse, unter meine kindliche Lupe. Es gab für mich keinen Unterschied zwischen religiös und weltlich. Erforscht und durchleuchtet konnte alles werden, dachte ich.»

Kurz vor seinem Tod befragte ich Al Imfeld für ein Portrait in einem Sammelband über zeitgenössische Schweizer Theologinnen und Theologen ein letztes Mal zum heutigen Stellenwert der Religion. Er antwortete per Mail: «Religion steht nicht mehr

Die Mission war für Alois wie ein Fenster in die weite Welt. Während die Männer jassten, korrespondierte Mutter Imfeld mit Ordensschwestern in fernen Ländern.

an erster Stelle, sondern die menschliche Kultur in ihrer ganzen Vielfalt. Religion gehört zu dieser Mehrdimensionalität, die sie entweder mitgestalten oder verächtlich und abschätzig behandeln kann.» Diesen Wandel, den manche als Schwächung oder gar als Niedergang der Religion beklagen, hat Al Imfeld nicht bloss beobachtet, sondern mit Leib und Seele gelebt.

Rosenkranz und Zahnwehkreuz

Für den ganz jungen Alois oder Wisu, wie man ihn im Luzerner Dialekt nannte, war Religion so selbstverständlich und unverzichtbar wie die Luft, die er atmete, oder die Mitarbeit auf dem kleinen Hof der Eltern. Im tief katholischen Luzerner Hinterland versäumten Familien wie die Imfelds nie einen Kirchgang. Da gab es Sonn- und Feiertage, Beerdigungen und Hochzeiten, Gedächtnisgottesdienste wie den Dreissigsten und das Jahrzeit. Dazu kamen die Bittprozessionen mit Monstranz über Wiesen und Felder. An den langen Winterabenden wurde auf dem kleinen Hof in Buttisholz regelmässig ein Rosenkranz für die Bekehrung eines Heiden gebetet. Al Imfeld erinnert sich: «Ich machte

Der 13jährige Alois Imfeld vertraute seinem Tagebuch die Sorge um Missionare an.

jedes Mal über meinem Bett auf einem Bild mit zwei Heidenkindern im Feuer (ich nahm an, das sei das Feuer der Hölle) einen Strich. Ich erreichte sage und schreibe 500 Striche, bevor ich mit zwölf Jahren ans Missionsgymnasium ging.»

Doch bei allem christlich-missionarischen Eifer: hatten die Imfelds Zahnweh, so beteten sie nicht bloss zur zuständigen Heiligen, Apollonia, sie pilgerten auch zum «Zahnwehkreuz» auf der Birchbühlerhöhe und bissen in das Holz; ganz so, wie es die Leute der Gegend seit vorchristlicher Zeit mit ihrem «Zahnwehbaum» getan hatten.

In Al Imfelds Kindheit gab die Religion den Tagesrhythmus vor. Religiöse Rituale regelten und beschränkten seine Bewegungsfreiheit. Doch der Glaube gab ihm, wie er später immer wieder betonte, auch Geborgenheit und regte überdies seine Einbildungskraft an. Insbesondere die Mission öffnete ein Fenster aus der Enge des Napfgebiets hinaus in die weite Welt. Auf einmal waren Afrika und Asien nicht mehr unerreichbar weit weg. Mutter Imfeld zum Beispiel korrespondierte am Sonntagnachmittag, während die Männer jassten, regelmässig mit Missionaren und Ordensschwestern in fernen Ländern.

1947 verliess der zwölfjährige Alois seine Familie, um den langen Weg zur Priesterweihe und Mission anzutreten. Dieses Jahr bedeutete eine tiefe Zäsur in seinem Leben – und in seinem Verständnis von und Verhältnis zur Religion. Dass er von einer Missionsgesellschaft angeworben wurde, war keine grosse Überraschung. Die meisten grossen Bauernfamilien gaben mindestens ein Kind, oft den Erstgeborenen, der Kirche. Diese nahm die Bauernsöhne dann je nach deren Begabung entweder als Frater für manuelle Arbeiten oder als Pater für geistliche Aufgaben in ihren Dienst. Für den aufgeweckten Alois hatten die «Gottesjäger», wie der Volksmund die Rekrutierer der Mission nannte, die Priesterweihe vorgesehen.

In seiner langen Ausbildungszeit zum katholischen Theologen und Missionar wurde seine Einstellung zur Religion zwiespältiger und komplizierter. Immer noch und immer mehr empfand er die Kirche als befreiend und einengend zugleich. Sieben Jahre lang besuchte er das Knabengymnasium Immensee. Es folgten sechs Jahre theologische Studien in der Missionsgesellschaft Bethlehem und schliesslich Nachstudien in Rom. In dieser Zeit tat er sich schwer mit Dogma und Disziplin, mit der scharfen Trennung von Geistlichem und Weltlichem, mit der mutter- und schwesternlosen Männergemeinschaft. Doch welche intellektuellen Horizonte taten sich ihm auf! Theologie, Philosophie, Literatur, Psychologie. Seine Neugier kannte keine Grenzen – und sie respektierte auch nicht die Schranken, die dem angehenden Missionar durch die römisch-katholische Kirchenlehre gesetzt wurden.

Querdenker und Einzelgänger

1961 wurde Alois Imfeld im Beisein seiner stolzen Eltern und Geschwister zum Priester geweiht. Bereits zwei Jahre später verschenkte er im New Yorker «Exil» seine schwarze Soutane samt Kollar. Nach Immensee schrieb er, er wolle nicht aus der Missionsgesellschaft austreten, jedoch einen neuen Weg gehen. Seine nächsten Schritte auf diesem eigenwilligen Pfad waren Studien in Soziologie, Journalismus, Agrarwissenschaft und

Als Al die Trauung eines befreundeten Paares leitete, musste ihm die Hochzeitsgesellschaft an den rituellen Ablauf des Ehesakraments erinnern. So sehr hatte er sich bereits von der organisierten Religion gelöst.

Alois mit zehn Jahren und seine jüngeren Geschwister.

Der junge Priester Alois Imfeld mit seiner Schwester Hanni vor einer Kirche in Luzern, Anfang der 1960er Jahre.

Auf Ausfahrt auf dem Hudson: Priester Alois umgeben von Au-pairs Mitte der 1960er Jahre in New York.

protestantischer Theologie. Anschluss an die Bürgerrechtsbewegung von Martin Luther King. Kurzer Einsatz als Kriegsreporter in Vietnam. Lehrtätigkeit in verschiedenen afrikanischen Ländern, wo er immer wieder in Ungnade fiel, weil er weder missionieren noch kolonisieren wollte. Statt Christentum und Shakespeare zu lehren, versuchte er zusammen mit den Menschen vor Ort die eigene Geschichte und Kultur aufzuspüren und sichtbar zu machen.

Anfang der 1970er Jahre kehrte er in die Schweiz zurück und vermittelte nun von hier aus zwischen den Kontinenten. Er wirkte als Landwirtschaftsexperte und Dichter, als Entwicklungsberater und Religionswissenschaftler, als Journalist oder Sachbuchautor und Geschichtenerzähler. Er arbeitete mit NGOs zusammen, aber auch mit Grosskonzernen. Er unterstützte junge Wissenschaftler in der ganzen Welt, aber auch Sexarbeiterinnen in seinem Zürcher Quartier. Von den einen wurde Al Imfeld als vielseitiger Renaissancemensch bewundert. Von andern als opportunistischer Hansdampf in allen Gassen kleingeredet. Viele liessen sich gerne vom gastfreundlichen Hinterländer mit seinem Fabuliertalent unterhalten, aber nur wenige nahmen seine Ideen ernst. Denn diese kamen nicht wissenschaftlich stringent, ja oft nicht einmal grammatikalisch korrekt daher. Al Imfeld selber empfing Lob und Tadel mit grosser Gelassenheit. Nur selten – am ehesten noch in Gedichtform oder in seinen Tagebüchern – liess er durchblicken, wie verletzt und verletzlich er im Grunde doch war. Er, der Einzelgänger, der sich weder religiös noch politisch, weder wissenschaftlich noch kulturell festlegen wollte, sondern ständig um neue, grenzüberschreitende Einsichten rang.

Von der organisierten Religion, die seine ganze Jugend und seine Zeit als junger Mann dominierte, löste sich Al Imfeld im Laufe seines Lebens immer mehr. Als er als geweihter Priester einmal doch noch die Trauung eines befreundeten Paares leitete, musste ihn die Hochzeitsgesellschaft zuweilen an den rituellen Ablauf des Ehesakraments erinnern. Trotzdem war Al Imfeld genau der richtige Mann, um einen solchen Übergang ins neue «vermischte» Leben zu zweit zu begleiten und zu segnen. Denn er holte mit seiner universalen, undogmatischen Religiosität oder Spiritualität eine Ahnung von Himmel auf die Erde und verschaffte dem an sich alltäglichen Anlass der Eheschliessung etwas überirdischen Glanz, vielleicht gar einen Funken Transzendenz.

Entkolonialisierte Religion

Eine Trauung, ein Mittagstisch, ein Geburtstagsfest – das waren die wichtigen Gottes- und irgendwie auch Menschendienste, die der ehemalige Missionar in seinen letzten Jahren praktizierte. In unzähligen religionswissenschaftlichen Aufsätzen, in Gedichten, in Kinder-, Familien- und Missionsgeschichten erklärte er, wie viel ihm diese Zusammenkünfte bedeuteten. 1995 sagte er in einem Interview mit Willy Spieler, dem langjährigen Redaktor der «Neuen Wege»: «Sobald ein Fest entsteht, eine Stimmung, in der du den Frieden spürst, merkst du doch, dass es irgendetwas gibt, das über dem alltäglichen Menschlichen ist; ich möchte es als göttlich bezeichnen.»

Am Ende seines Lebens fand Al Imfeld zurück zu einer Religiosität, die wieder so selbstverständlich und unverzichtbar

Alois Imfeld mit seiner «geistlichen Mutter» Maria Lampart nach seiner Priesterweihe 1961.

war wie die Luft, die wir atmen, und die Arbeit, die wir tagtäglich verrichten. Doch es war kein naiver Kinderglaube mehr wie damals im Hinterland, sondern eine bewusst weit gefasste, ökumenische Spiritualität. Al Imfeld nannte das «eine entkolonialisierte und demokratisierte Religion». Es gibt darin keine «Gottesjäger» mehr und keine Gejagten, sondern nur noch den Versuch eines echten Neben- und Miteinander. Der ehemalige Missionar betonte immer wieder: «Es führen viele Strassen zum Himmel.»

Von denen, die dabei waren, habe ich gehört, dass Al Imfeld, der weitgereiste katholische Priester und Missionar, am Ende in seiner Zürcher Wahlheimat im Universitätsspital friedlich in den Armen und mit dem Segen eines muslimischen afrikanischen Freundes gestorben ist. So vererbte er uns eine letzte schöne und stimmige Geschichte.

Al Imfelds Vermächtnis

«Ein Leben geht nie von A bis Z. Es endet mehrere Male. Man geht weg, kommt zurück – und setzt anders an.» Das schrieb Al Imfeld um die Jahrtausendwende in eines seiner vielen Notizbücher, die er mir zur Durchsicht auslieh. Ich hatte vom Rotpunktverlag den Auftrag erhalten, zu seinem siebzigsten Geburtstag eine Biografie zu schreiben. Nach langem Zögern stimmte er dem Vorhaben zu und vertraute mir als Publizistin

Mit dem gambischen Kora-Spieler Basuru Jobareth verband Al Imfeld seine Liebe zu Poesie und Musik.

«Er sei umgeben von Menschen, die Rat und Hilfe von ihm wollten, sagte Al Imfeld einmal zu mir. Und nur wenige würden daran danken, dass auch er Rat und Hilfe brauche.»

Lotta Suter

nun zusätzlich zu seinen Texten auch noch sein Leben an. Er tat es, weil er glaubte, dass ich sein unablässiges existenzielles Kreisen und Suchen und Ahnen verstehen und irgendwie abbilden könne. Dass ich, seine langjährige Redaktorin, Lektorin, Mitherausgeberin und nun Biografin, begreifen würde, dass er nicht Wahrheit, schon gar nicht eine absolute Wahrheit anstrebte. Was er von sich und den anderen verlangte, waren Ehrlichkeit und Ehrfurcht im Herantasten an das, was ist.

Ich habe mich mit Al Imfeld auf viele Schreibabenteuer eingelassen, die ich mir selber nie hätte vorstellen können: Geschichten über Elefanten in der Sahara. Ein schön gebratenes Spiegelei, das sich unversehens in ein fernöstliches Mandala verwandelt. Afrikanische Grossstädte mit Ziegen und Kräutergärten zwischen den Hochhäusern. Eines der wenigen Projekte, bei denen ich meine Mitarbeit verweigerte, war eine Sammlung mit Geschichten über Frauen, meist People of Color, aus dem Zürcher «Milieu». Ich war skeptisch, weil Al Imfeld sich in Genderfragen oft etwas altherrenhaft äusserte. Doch ich wusste auch, dass er ein grosses Herz und gute Beziehungen zu den Frauen in seinem Umfeld hatte. Ich las die Texte über die reizvollen Tänzerinnen so sorgfältig wie jedes andere Manuskript und kam zum Schluss: Im Gegensatz zum Autor sind diese erotischen Geschichten rassistisch und sexistisch. Zumindest können sie so gelesen werden, und keine Überarbeitung meinerseits vermöchte das zu ändern. Meine «Absage» hat unser gutes Einver-

Pfeife, Stift, Afrikahemd:
Al Imfeld, 1980.

nehmen nur kurz getrübt. Al Imfeld hat später auf eigene Faust erotische Gedichte unter dem Titel «Po-Po-Po-esie» veröffentlicht und seine Auseinandersetzung mit Erotik und Sexualität im Vorwort erklärt.

Im praktischen Schreiballtag sind wir über die Jahre hinweg natürlich des öfteren aneinandergeraten. Ich kritisierte die Flüchtigkeit und Ungenauigkeit, das Ungefähre, Nachlässige, das sich von seinen inhaltlichen Aussagen in die Sprache und selbst in die Rechtschreibung hineinfrass. Er sah in mir zuweilen die nörgelnde Pedantin, die seine grossartigen Gedankensprünge, die er selber gerne «jazzig» nannte, nicht nachvollziehen konnte.

Wirklich zerstritten haben wir uns nie. Ich begleitete Al Imfelds Bücher bis zum Schluss, weil sein Denken und Schreiben am Ende eben doch «verhebet». Weil es in allen seinen Texten Anregung und Herausforderung zum Weiterdenken gab. Weil er immer wieder neue Zusammenhänge aufdeckte. Weil er ein phantastischer Geschichtenerzähler war, der es verdiente, behutsam vom Mündlichen ins Schriftliche übersetzt zu werden. Und nicht zuletzt, weil ich ihn als integren Menschen erlebte. Al Imfeld seinerseits schenkte mir, der Redaktorin, grosszügig sein Vertrauen. Er sei umgeben von Menschen, die Rat und Hilfe von ihm wollten, sagte er einmal zu mir. Und nur wenige würden daran denken, dass auch er Rat und Hilfe brauche. Ich nahm das als unausgesprochenes Kompliment und Dankeschön. Ein vorsichtiges Lob von einem Mann, der zeitlebens gegen die Enge und Engstirnigkeit anschrieb: die Enge der Kleinbauernexistenz im Napfgebiet. Die Enge des Priesterseminars und der Missionsgesellschaften. Die Engstirnigkeit des Kolonialismus und dann auch der postkolonialen afrikanischen Regierungen. Eingeschränkt fühlte sich Al Imfeld auch in der Bürgerrechtsbewegung von Martin Luther King, in der Schweizer Entwicklungshilfe, als Journalist, Sachbuchautor und auf seinen Vortragsreisen. «Es ist etwas Zwiespältiges in meinem Leben, dass ich immer wieder das Empfinden hatte: man muss hier weg. Ich dachte, dass der Aufbruch einen grösseren, weiteren Lebensraum bringt», sagte er mir im Abschlussgespräch für seine Biografie.

Gesundheitsbedingt ist Al Imfeld immer seltener auf grosse Reisen gegangen, doch aufgebrochen zu neuen Ufern ist er alleweil. Das beweisen seine letzten Bücher, die umfassende Anthologie «Afrika im Gedicht» sowie «AgroCity», ein Aufruf zu einer ganzheitlicheren Urbanität in Afrika.

Die Wahl – und die Abwahl – von Donald Trump hat Al Imfeld nicht mehr erlebt, auch nicht das Wiederaufflammen des Rassismus und den Widerstand der neuen Bürgerrechtsbewegung in den USA. Ich, die seit über zwanzig Jahren in den USA lebt, muss mir zum neuen «Stammesdenken» in den höchst uneinigen Staaten von Amerika meine eigenen Gedanken machen. Al Imfelds Thesen und Geschichten zu einem gewaltfreien Zusammenleben helfen mir dabei. Doch ich selber muss weiter kreisen und suchen, jazzig oder auch nicht. Al Imfeld selbst hat mir das zum Vermächtnis gemacht: «Schreib neue Verse, vergiss die alten, blick nicht wie Frau Lot zurück.»

Die Autorin Lotta Suter verfasste 2005 die im Rotpunktverlag erschienene Biografie «In aller Welt zu Hause».
lottasuter@gmail.com

Al Imfeld: «Afrika im Gedicht». Offizin, Zürich 2015; 815 Seiten; 56 Franken.

Al Imfeld: «AgroCity. Die Stadt für Afrika». Rotpunktverlag, Zürich 2016; 224 Seiten; 32 Franken.

Kuratiert von Brida von Castelberg

Es ist längst ein Ritual: Bei jedem Besuch im Kunsthaus Zürich gilt mein letzter Gang dem Bild «Der Heilige Antonius predigt den Fischen» im ersten Stock der Sammlung. Der symbolistische Schweizer Maler Arnold Böcklin schuf es 1892.

Das Bild zeigt Antonius, der mit Inbrunst zu einem mittelgrossen Hai unter ihm spricht. Dieser wiederum blickt staunend zu ihm hinauf, dabei hält er gebetsartig seine Flossen gekreuzt. Der Hai liegt, wenig ideal, inmitten von Sand und Steinen. Um den Worten des Heiligen lauschen zu können, verliess er gar das Wasser. Die Fische im Hintergrund recken ebenfalls ihre Köpfe heraus, und selbst der hässliche Wels liegt ergriffen im Sand.

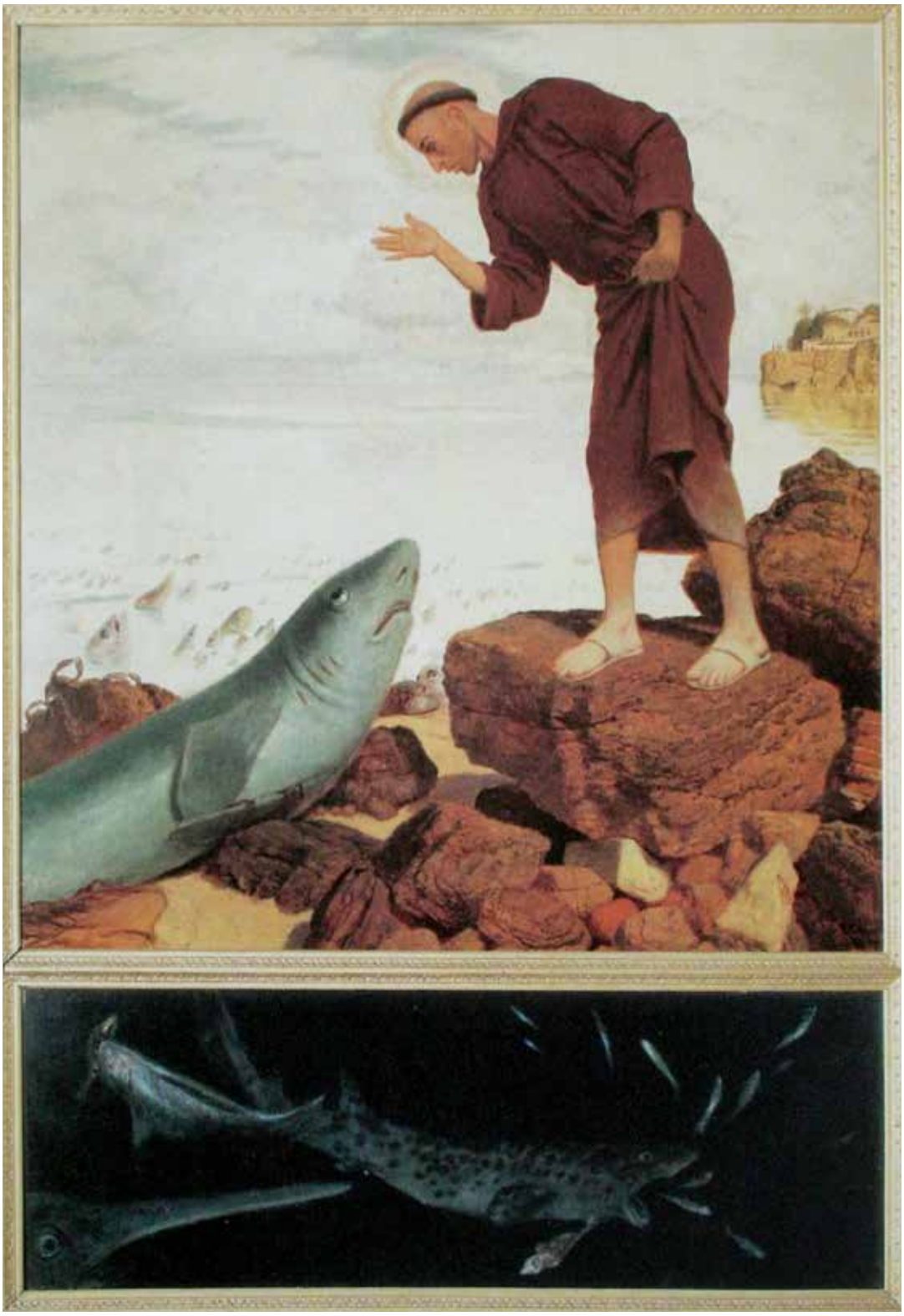
Der Legende nach soll sich die von Böcklin dargestellte Szene in Rimini ereignet haben. Im Küstenort hatten damals die Katharer und die Waldenser das Sagen. Als Antonius in der Stadt eintraf, wurde ihm sogleich ein Predigtverbot auferlegt, woraufhin er zum Meer ging, um dort die Worte Gottes zu verkünden. Zu Tausenden sollen die Fische an den Strand herangeschwommen sein.

Arnold Böcklin malte die Fischpredigt ganz nach der Erzählung, poetisch und phantasievoll. Wäre da nur nicht das kleine Bild, dass er untrennbar unter die heile Szene platziert hat. Auf diesem ist zu sehen, was sich unter der Wasseroberfläche ereignet: In dunkler Tiefe sind die schönen Lichtreflexe der Fischleiber zu sehen, aber auch ein Hecht, der kleine Fische jagt und verschlingt.

Es ist dieses Sockelbild, dass die Moral des Gesamtwerks rahmt: Andächtig lauschen wir dem Guten, um danach wieder in die Tiefe und Dunkelheit abzutauchen. Zurück ins alte Leben, zurück zu den bösen Gewohnheiten.

Die Schriftsteller Clemens Brentano und Achim von Arnim nahmen sich bereits Anfang des 19. Jahrhunderts der Fischpredigt von Antonius an. Ihre Verse sind in Gustav Mahlers Lied «Des Knaben Wunderhorn» zu hören: «Die Predigt hat g'fallen. Sie bleiben wie alle. Die Krebs gehn zurücke, Die Stockfisch bleiben dicke, Die Karpfen viel fressen, Die Predigt vergessen.»

Brida von Castelberg war zwanzig Jahre lang Chefärztin der Frauenklinik des Zürcher Triemlispitals. Heute setzt sie sich als Stiftungsrätin der Patientenschutzorganisation SPO für die Rechte der Patienten ein.



Arnold Böcklins 152 × 105 cm grosses Ölgemälde «Der Heilige Antonius predigt den Fischen» aus dem Jahr 1892 ist Teil der Sammlung des Kunsthauses Zürich. Auf seiner Rückseite ist der Text «Fischpredigt» aus «Des Knaben Wunderhorn» als Druck angebracht. Als Gustav Mahler diesen Text vertonte, mag er sich der böcklinischen Kunstweise nahe gefühlt haben.

BILD: HERITAGE IMAGES/FINE ART IMAGES/AKG-IMAGES

Bei Anruf Zuversicht

Bald könnten Impfstoffe das Coronavirus in Schach halten.
Sechs Menschen, sechs Telefonate und ein Gefühl:
Es kommt gut.

Von Tom Kroll und Oliver Demont
Illustration Jannis Pätzold

Geboren 1994

«Meine Grossmutter wohnt in Nigeria in Lagos. Mit ihr zu telefonieren fühlt sich an wie eine lange Umarmung.»

Seit einem Jahr leben wir in einer Pandemie …

… und seit einem Jahr bin ich selten gut gelaunt. Dabei war mein Leben vor Corona mal ein ziemlich guter Tanz. Heute stehe ich in einer hässlichen Pose herum und warte auf das, was kommt. Ich wurde zum Stillstand gezwungen.

Wie meinst du das?

Schon vor Ausbruch wollte ich in eine andere Stadt oder in ein anderes Land ziehen und dann als Lehrer arbeiten. Rio oder Lissabon, vielleicht auch Lagos. Dort lebt meine Grossmutter und ein Teil meiner Familie.

Nun sitzt du in Berlin.

Und sehe die immer gleichen Strassenzüge. In meinem Viertel kenne ich mittlerweile jeden Kioskbesitzer, und ich wohne schon lange mit den gleichen Menschen zusammen. Ich fühle mich eingesperrt.

Du klingst frustriert.

Ich kann meine Situation nicht beschönigen.

Neulich hast du mir erzählt, dass du deinen Frust an deinen Mitbewohnern auslässt.

Corona hat mich dünnhäutig gemacht.

Du meintest, dass du gemein zu ihnen bist.

Was heisst schon gemein. Es gibt keine direkten Konfrontationen. Sie sind mir in meinem Alltag am nächsten und bekommen meine Laune ab. Es ärgert mich, dass ich es nicht schaffe, nett zu ihnen zu sein.

Wie muss ich mir dein Verhalten vorstellen?

Wenn sie etwas vorschlagen, bin ich konsequent dagegen. Erzählen sie mir von ihren Zukunftsplänen, dann höre ich zwar zu, mag mich aber nicht für sie freuen. Ich merke, dass ich ihre Leben bewerte, und das nicht in einem guten Sinne. Eigentlich sind sie meine Freunde.

Was unterscheidet dich von ihnen?

Für den einen Mitbewohner geht es nur noch darum, welche Möbel er sich mit seiner Freundin kaufen wird und wann sie zusammenziehen werden. Ich dagegen träume davon, dass sich etwas radikal in meinem Leben verändert. Mir fehlt jemand, der mich versteht und mit dem ich meine Gedanken teilen kann. Ein Mensch, der für das gleiche brennt wie ich.

Beneidest du vielleicht auch Leute mit überschaubaren Zielen?

Gute Frage. Wenn ich wählen könnte, dann wäre ich lieber der Typ, der glücklich sein kann, wenn er das Nest gebaut hat. Derjenige, der noch in seiner Heimatstadt wohnt. Das ist doch idyllisch – Happy End. Ich stattdessen bekomme Beklemmungen, wenn ich zu lange an einem Ort oder zu lange mit einer Frau zusammen bin. Aber es gibt auch Gutes zu berichten, so wie du das möchtest.

Ich bin gespannt.

Vor ein paar Monaten habe ich meinen kleinen Neffen besucht. Wir spielten gemeinsam auf dem Boden und ich spürte: Mir tat das gut. Ich konnte mich richtig fallenlassen. Das war aber auch nur so, weil ich wusste: Ich komme da wieder raus.

Was glaubst du, warum sich das so gut angefühlt hat?

Ich fühlte mich in meiner Rolle als spassiger Onkel gebraucht. Und ich fühlte mich auch nicht mehr so allein. Neulich gab es noch so einen schönen Moment. Ich telefonierte mit meiner Grossmutter in Lagos. Mantraartig sagte sie immer wieder: «I love you, I love you, I love you.» Auch wenn uns 7000 Kilometer trennten, so fühlte sich das wie eine lange Umarmung an. Wir telefonieren nun öfters.

Geboren 1938

Danke, dass du dir Zeit nimmst.
Die nehme ich mir gerne. Ich habe ja viel Zeit.
Dabei heisst es, dass gerade für ältere Menschen die Pandemie schwierig sei, im Sinne von: Corona zwackt von den bereits schon wenigen Lebensjahren nochmals ein oder zwei Jahre weg.
Ich verstehe, was du meinst. Aber das habe ich mir noch nie überlegt.
Das kann ich fast nicht glauben.
Natürlich habe ich mir schon überlegt, wie viel Zeit mir noch bleibt. Aber nicht abzüglich Corona. So eine Vorstellung von Zeit hat man wohl nur, wenn man jünger ist. Dann könnte ich mir genauso gut überlegen, wie viel Zeit mir bleibt – minus der Zeit als potenzieller Pflegefall. Wäre mein Leben ein Film, so läuft gerade der Abspann. Ich hoffe natürlich trotzdem, dass da noch ganz viele Namen über die Leinwand laufen werden.
Von 1 bis 10, wie fit bist du?
Wenn 10 sehr fit wäre, dann 6 bis 7. Wenn ich mich aber vergleiche mit meinem 50jährigen Ich, dann wäre es eine 3. Aber ich will nicht klagen. Es geht mir gut.
Deine Frau ist vor zwölf Jahren gestorben. Wie sieht ein durchschnittlicher Tag von dir aus?
Ich geniesse die Zeit, höre fast immer Radio, lese Zeitungen und Bücher, schaue Fernsehen, auch viel Mist.
Beispielsweise?
«Deutschland sucht den Superstar». Teilweise sind da sehr grosse Talente zu sehen. Mich stört nur, wie hart diese jungen Menschen von der Jury kritisiert werden.
Das ist einer der Gründe, weshalb so viele Menschen diese Sendung schauen.
Ich weiss. Vielleicht sollte ich deswegen auch nicht mehr einschalten. Es ist nicht gut, wenn Menschen vor so vielen Menschen kaputtgemacht werden.
Wie hat Corona deinen Alltag verändert?
Nicht gross. Ich ging früher gerne fein essen ins Restaurant. Jetzt muss ich halt mehr selbst kochen. Weite Reisen unternehme ich schon seit Jahren nicht mehr. Meine Neugier auf fremde Orte hat nachgelassen. Ich war einmal in Mailand. Der Verkehr und die Hektik waren mir zu viel. Sowas brauche ich nicht mehr. Dafür habe ich nach Jahrzehnten wieder angefangen, mit Holz zu arbeiten. Ich schnitze, schlage und feile Figuren aller Art.
Was ist dein Lieblingsmotiv?
Ich habe kein Lieblingsmotiv. Deine Fragen sind aber interessant.
Warum?
Weil sie so zielgerichtet sind: Das Optimieren der letzten Lebensjahre in Coronazeiten, das Schaffen eines Motivs aus Holz. Messbare Ziele verfolge ich keine mehr. Wozu auch? Viel lieber versuche ich etwas und schaue, wo es mich hintreibt oder wie sich etwas anfühlt.
Wohin hat es dich getrieben bei deiner letzten Arbeit am Holz?
Ich versuchte mich an einer Kugel. Das ist wahnsinnig schwierig ohne spezielle Hilfsmittel.
Hast du am Ende eine Kugel in den Händen gehalten?
Ja. Sie war aber alles andere als perfekt und ziemlich klein. Auf der Suche nach der richtigen Form habe ich ein bisschen zu viel an der Kugel herumgefeilt. Dabei wurde mir bewusst, wie schön ihr geometrischer Körper ist.

«Was aus diesem Stück Holz wird, das weiss ich nicht. Ist auch nicht wichtig.»

Geboren 1970

Ein Kaffee mit dir, und ich kehrte immer zuversichtlich in die Welt zurück. Du denkst in Lösungen, bist den Menschen zugewandt und hast Humor. Kann dich überhaupt irgendetwas umhauen?

Natürlich, auch mir geht es nicht immer super. Aber es ist schon so: Ich kann ziemlich gut in den Überlebensmodus umschalten. Dann funktioniere ich einfach.

Wann war dies das letzte Mal der Fall?

Das war noch vor Corona. Die Pandemie selbst war für mich insgesamt eine gute Zeit.

Warum?

Mein Mann war die zwei Jahre vor Corona psychisch sehr angeschlagen. Als dann der erste Lockdown kam, begann sich sein Zustand zu verbessern. Seither geht es bergauf mit ihm – und auch mit mir.

Corona brachte dir deinen Mann zurück.

Ja, das lässt sich so sagen. Da war wieder ein Gegenüber, mit dem ich reden konnte. In den Jahren zuvor war das nicht der Fall. Zu Beginn erzählte ich ihm noch, was mich beschäftigt, doch da kam nichts. Es war, als würde ich in ein schwarzes Loch sprechen. Seine Krankheit hatte mich einsam gemacht. Irgendwann sagte ich fast nichts mehr. Ich wollte ihn nicht noch zusätzlich belasten.

Und das ist heute völlig anders?

Ja. Nun interessiert er sich wieder für mich, für uns. Manchmal überfordert mich das auch, weil ich mich daran gewöhnt hatte, alles mit mir selbst auszumachen. Bin ich wieder einmal wortkarg, dann fällt ihm das auf und er spricht mich darauf an. Zu spüren, dass bei ihm wieder jemand zuhause ist, macht mich glücklich.

Was denkst du: Gab es einen Zusammenhang zwischen dem Runterfahren der Gesellschaft und seiner Besserung?

Ich weiss nicht. Kein Zufall war es aber, dass ich gleich zu Beginn des Lockdowns ein starkes Bedürfnis nach Ruhe und Erholung verspürte. Damals schlief ich regelmässig zwölf Stunden jede Nacht.

Hast du eine Erklärung dafür?

Mein Alltag war plötzlich frei von Pendlerei, Meetings und Apéros. Meinem Mann ging es besser. Das war der Moment, in dem mein Körper nach zwei belastenden Jahren Ruhe einforderte. Plötzlich hatte ich Zeit für mich und später auch für unsere Beziehung. Corona hat uns gerettet. Diese Zeit machte es möglich, dass wir uns in aller Ruhe wieder aneinander gewöhnen konnten.

Was wird aus dieser Zeit bleiben?

Für mich persönlich? Die Erkenntnis, dass es Dinge gibt, die so viel grösser sind als wir selbst. Auch will ich selektiver werden bei meinen Engagements. Projekte abgeben, nicht mehr so viel unterwegs sein. Viele Meetings können problemlos online stattfinden. Das schafft auch mehr Zeit für Freude und Beziehungen. Wer in dieser Zeit gelernt hat dafür zu sorgen, dass sein Kopf gesund bleibt, hat viel verstanden vom Leben.

«Hallo, ist da jemand? Mein Mann ist nun wieder zuhause. Auf dem Weg zum Albispass in Zeiten von Corona.»

Geboren 1955

Du bist heute Oma geworden!
Ja, ja, ja, ach Tom, es ist so schön. Aber bitte nenne mich nicht so.
Wie?
Oma.
Warum?
Ich heisse Petra. Oma hört sich nach Altersheim an – und dort bin ich gerade erst heil herausgekommen.
Du warst Pflegerin, vor zwei Wochen etwa hattest du deinen letzten Arbeitstag.
Gott sei Dank.
Weisst du, ich habe einige Bekannte gefragt, ob sie mit mir über Zuversichtliches sprechen wollen. Die meisten haben abgewunken. Hätte ich dich an deinem letzten Arbeitstag gefragt, du hättest wohl auch gleich wieder aufgelegt.
Glück und Albtraum lagen bei mir tatsächlich eng beieinander.
Bei euch in der Abteilung des Pflegeheims ist das Virus ausgebrochen.
Auf einmal ging es los. Ich arbeitete im Erdgeschoss, als es über uns im 1. Stock losging. Einige Bewohner waren zwar bereits geimpft, wir Pflegerinnen aber noch nicht.
Und irgendwann war es bei dir.
Als der erste Bewohner positiv getestet wurde, hat mich mein Chef nach Hause geschickt. Ich bin ja auch nicht mehr so jung, hatte nur noch wenige Wochen bis zur Pension, und du weisst, dass ich rauche.
Hattest du Angst?
Ja, sehr. Ich malte mir schon aus, dass deine Schwester schwanger im Spital liegt und ich auf der Intensivstation mit Corona. Die Vorstellung, in die Kiste zu springen, ohne mein erstes Enkelkind im Arm halten zu können, hat mich in Panik versetzt.
Und dann kam ein Anruf, der dich noch mehr besorgt machte.
Eine Kollegin war dran und fragte mich, ob ich mit Herrn Sowieso Kontakt hatte. Ich bejahte, denn ich hatte ihn einen Tag zuvor gewaschen. Der Herr Sowieso, der hatte es nun. Ich habe ständig in mich hineingehorcht, ob ich krank werde. Dann wurde ich geimpft. Ich hatte mein Leben zurückbekommen.
Jetzt bist du eine geimpfte Rentnerin mit Enkelkind.
Das stimmt. Die Kiste muss noch etwas auf mich warten. Aber als ich die ersten Fotos von der kleinen Anna sah, dachte ich tatsächlich: Ich bin die Nächste.

«Wir kommen und wir gehen, es geht immer weiter. Ich weiss noch, als ich deine Schwester bekommen habe. Da hat sich etwas bei mir verändert. Dann kamst du, und jetzt ist wieder ein neues Kind da.»

Macht dich das traurig?
Traurig nicht, aber man macht sich schon so seine Gedanken. Ich schaue öfters zurück. Weisst du, wer bald seinen hundertsten Geburtstag feiern würde?
Wer?
Mein Papa, dein Opa. Das klingt jetzt abgedroschen, aber wir kommen und wir gehen. Es geht immer weiter. Ich weiss noch, als ich deine Schwester bekommen habe. Als sie in meinen Armen lag, da hat sich bei mir etwas verändert. Auf einmal war etwas wichtiger als ich selbst oder meine Eltern. Später kamst dann du und jetzt ist wieder ein neues Kind da.
Du hast nie bereut, uns bekommen zu haben?
Nein. Aber was anderes könnte ich jetzt ja auch nicht sagen, oder?
Ich wäre nur ein bisschen beleidigt.
Was ist denn der Sinn im Leben? Die Arbeit war es bei mir jedenfalls nicht. Aber das ist vielleicht auch eine Generationenfrage. Ich will nicht sagen, dass es unbedingt Kinder sind. Ich hatte ja auch ein Leben vor euch, das ich genossen habe. Das danach fand ich aber ebenso gut. Und jetzt kommt nochmals ein Leben. Ich freue mich sehr darauf.

Geboren 1956

Hoi, wie geht es dir?
Ganz gut. Morgen fahre ich ins Spital für die zweite Impfung, da ich zur Risikogruppe zähle. Damit endet ein aussergewöhnlicher Abschnitt in meinem Leben.

Das klingt, als wäre es die letzte Folge einer Netflix-Serie.
Nur dass unklar ist, in welcher Staffel wir uns befinden. Die Impfung wird für mich hoffentlich ein Abschluss sein.

Wie hast du den ersten Lockdown erlebt?
Ich fand ihn aufregend. Eine Gesellschaft, die in so kurzer Zeit komplett heruntergefahren wird, das erlebt man nicht alle Tage. Vier Wochen verbrachte ich ganz alleine in meiner Wohnung. Nur für Waldspaziergänge und für Essenseinkäufe ging ich raus. In meiner Stadt fühlte es sich ein bisschen so an, als wären feindlich gesinnte Ausserirdische gelandet und nun müssten wir Menschen uns möglichst diskret verhalten.

Eine unangenehme Vorstellung.
Mir war klar, dass dieses Virus grosses Unheil bringen wird. Trotzdem fühlte ich mich in meinem Alleinsein aufgehoben. Im zweiten Lockdown war dieses Gefühl dann weg. Ich kämpfte mit dem Alltag und die kleinsten Aufgaben überforderten mich. Am Ende des Tages war ich jeweils nudelfertig. Und dann war da auch diese Traurigkeit, die sich über mein ganzes Wesen legte. Phasenweise fühlte ich mich schrecklich einsam. Das hat sich aber wieder gelegt.

«Das Bild stammt von einer mir lieben Künstlerin. Es hängt an einem prominenten Platz in meiner Wohnung und zeigt eine Stimmung am Zürichsee. Ob die Sonne auf- oder untergeht, ist nicht klar – wie passend für meine Zeit im Lockdown.»

Ging die Einsamkeit, wie sie kam?
Ich würde eher sagen, dass sie seit meiner Kindheit in meinem Leben ist, aber sie sich nur noch selten in der angstmachenden Form äussert.

Ist das dieser vielzitierte Unterschied zwischen Einsamkeit und Alleinsein?
Möglich. Ich weiss nur, dass es für mich als Bub sehr schwierig war, dieses Gefühl auszuhalten. Mit kindlicher Frömmigkeit wandte ich mich an das, was ich mir im Himmel erhoffte. Ich betete viel und tauchte in eine transzendente Welt ein, die auch meine Einsamkeit linderte. Diese Erfahrung trägt mich bis heute durchs Leben.

Du hast dich im vergangenen Jahr von deinem langjährigen Partner getrennt und lebst alleine. Hast du mit diesen Lebensumständen im vergangenen Jahr gehadert?
Zuerst: Wir haben uns nicht getrennt. Dafür ist meine Liebe zu ihm einfach zu gross. Es ist mir aber gelungen, gewisse Erwartungen endgültig loszulassen. Das wird unsere Beziehung verändern – aber nicht trennen.

Wäre das auch ohne Corona passiert?
Schwierige Frage. Im stressigen Alltag vor Corona habe ich meine Bedürfnisse immer wieder hintan gestellt. Plötzlich hatte ich Zeit, und es fiel mir wie Schuppen von den Augen, dass wir uns gewisse Dinge nicht geben können, selbst wenn wir das möchten. Aber du hast ja die Frage nach dem Hadern gestellt.

Genau.
Natürlich dachte ich im vergangenen November oder Dezember auch mal: Jetzt bist du ganz allein, hast keine Kinder und Enkelkinder. Da kommt eine gewisse Wehmut auf. Mehr aber auch nicht.

Ich stelle mir das traurig vor: Sich in Zeiten von Corona ganz alleine dieser Situation bewusst zu werden.
Ich möchte kein Mitleid und hadere nicht. Meine Freunde, meine Eltern und Geschwister sind mir nahe, und ich werde geliebt. Was will man mehr? – Kennst du das Lied «Anthem» von Leonhard Cohen?

Nein.
Das musst du unbedingt mal hören. Darin singt Cohen: «Läute die Glocken, die noch klingen. Vergiss deine wohlfeilen Gaben. Da ist ein Riss, ein Riss in allem. Das ist der Spalt, durch den das Licht einfällt.» Diese Hoffnung hat mich bisher durch jede Krise getragen.

Geboren 1972

«Damals auf dem Dach der Wiener Secession. Ich stand mit Freunden unter der aus Lorbeerranken geformten Kuppel und schaute in den Himmel. Sommerabende wie diese werden bald wieder kommen.»

Woran denkst du, wenn du an Corona denkst?
Dass ich solche Fragen nicht mehr hören mag. Alles wurde gesagt, jedes Gefühl bis ins letzte durchdekliniert. Darum ist auch dieses Gespräch überflüssig.

Komm schon, sei ein bisschen konstruktiver.
Zwingst du mich jetzt auch noch zu Zuversicht?

Nein, natürlich nicht. Aber ich kenne dich als einen, der schwierige Situationen mit Humor und Gelassenheit meistert.
Die Pandemie sprengt alles Bisherige, zumindest für uns Schweizer ohne Kriege in der jüngeren Geschichte. Früher, ohne Kinder, da wäre ich abgehauen, nach Sri Lanka oder so. Heute sitze ich mit meiner Familie in der Wohnung und muss zuschauen, wie sich alles verändert – selbst wenn sich nichts verändert.

Wie meinst du das?
Im Alltag spüre ich nichts. Ich lebe noch, die Partnerin und die Kinder ebenfalls. Doch dieses Virus verändert uns. Es ist wie älter werden: Erst wenn du ein Foto in der Hand hältst, dass dich mit dreissig zeigt, verstehst du: Wow, da ging was.

Was ging bei dir in diesem Jahr?
Meine Unbeschwertheit kam mir ein bisschen abhanden, und manchmal beschleichen mich Ängste, selbst wenn mein Job sicher ist. Zudem bedrückt es mich, dass unsere Kinder seit einem Jahr in dieser sorgenvollen Corona-Erwachsenenwelt heranwachsen müssen. All diese Angst-Scheren in den Köpfen verändern unser Handeln. Viele sagen ja, dass Kinder nicht viel davon spüren. Ich mag das nicht so recht glauben.

Ist das Kritik an den Massnahmen?
Nein, überhaupt nicht. Gerade heute sah ich in der Migros einen Mann, der auf seiner Maske einen Zettel mit «SLAVE» angebracht hatte. Ein privilegierter Mensch in der Schweiz, der sich als Sklave sieht – wie absurd ist das denn? Die Überforderung gewisser Menschen treibt seltsame Blüten. Trotzdem verstehe ich sie ein Stück weit. Ich werde manchmal auch unruhig, wenn ich mir überlege: Was, wenn bereits irgendwo eine Virusmutation heranwächst, der ein Impfstoff nichts anhaben kann?

Warum hältst du dich nicht an zuversichtlichere Szenarien?
Du mit deiner Zuversicht! Ich sehe durchaus auch die guten Seiten dieser schlechten Situation. So weiss ich heute sehr viel besser, was für mein Leben wesentlich ist. Freundschaften bewusst pflegen, die Stille im Wald, solche Dinge.

Warum lachst du?
Weil es so klingt, als hätte Corona all diesen seichten Lebensweisheiten-Büchern Leben eingehaucht. Aber es ist schon so: Wir Menschen fragen uns heute viel mehr, was unser Leben mit Sinn füllt. Vielleicht machen uns diese Überlegungen am Ende sogar zu besseren Menschen.

Wie wirst du in Zukunft ein besserer Mensch sein?
Ich will mehr Zeit mit Menschen verbringen, die ich gerne habe. Mir wurde bewusst, wie sehr ich auf die Menschen um mich herum angewiesen bin, damit es mir gutgeht. Wir müssen uns unbedingt sehen, wenn du das nächste Mal in der Stadt bist.

Das machen wir!
Sehr gut! Jetzt ist mir noch etwas eingefallen, was mich zuversichtlich stimmt.

Ja?
Das Schicksal der Wirtin oder des Reisebüroinhabers geht uns nahe. Vielleicht bleibt uns dieses neu entdeckte Mitgefühl für Menschen in Not noch ein bisschen länger erhalten – und auch dann noch, wenn es sich nicht um Schweizer handelt?

KIRCHGEMEINDE
BÜRGLEN BE

Unsere Kirchgemeinde umfasst sieben politische Gemeinden des Seelandes zwischen Biel und Lyss mit etwa 6'200 Mitgliedern. Aegerten hat eine gute Infrastruktur und ist attraktiv in Stadtnähe und den Naherholungsgebieten einer Seenlandschaft am Fusse des Jura gelegen.

Wir suchen zur Ergänzung unseres Pfarrteams von 5 Personen für eine teilweise neu geschaffene Stelle

eine Pfarrerin/einen Pfarrer (80%) mit Schwerpunkt Jugendarbeit

für den Pfarrkreis Aegerten

Ihre Aufgaben:
- gemeindepfarramtliche Tätigkeiten 40%
- KUW Oberstufe 20%, Jugendpfarramt 20%

Ihr Profil:
Wir erwarten eine Persönlichkeit, welche
- sich engagiert auf die vielfältigen Aufgaben des Pfarramtes einlässt, die Offenheit der Landeskirche schätzt und mit Überzeugung das Evangelium verkündet;
- bereit ist, in einem Team mitzuwirken und zusammen mit dem Kirchgemeinderat die Zukunft der Kirchgemeinde zu gestalten;
- sich auf den Kontakt mit unterschiedlichen Menschen freut und den Gestaltungsspielraum ihres Amtes nutzt;
- Jugendliche anspricht und motiviert
- Jugendgottesdienste organisiert und durchführt

Wir bieten Ihnen
- eine Kirchgemeinde, die sich neu ausrichtet und in der Raum vorhanden ist, Neues zu gestalten;
- in der ein gut funktionierendes Team KUW und Jugend Ihnen zur Seite steht;
- in der die Aktivitäten von vielen Freiwilligen mitgetragen werden;
- einen Kirchgemeinderat, der die Pfarrpersonen in die Entscheidungsprozesse einbezieht und einen guten Kontakt zu allen Mitarbeitenden pflegt;
- ein Team, in dem sich unter den Mitarbeitenden eine gute Kultur der Zusammenarbeit etabliert hat;
- eine Gemeinde, in der sich ländliche und vorstädtische Strukturen und Lebensformen mischen und in der ein gutes Einvernehmen zwischen den Verantwortlichen der Kirche und den Gemeinden sowie deren Vereinen herrscht;
- grosszügige und vielfältige Räumlichkeiten mit guter Infrastruktur;
- Die Dienstwohnungspflicht ist verhandelbar.

Ihr nächster Schritt
Amtsantritt ist am 1. September 2021 oder nach Vereinbarung (auch früher oder später möglich). Bewerber/innen müssen durch Aufnahme in den bernischen Kirchendienst wählbar sein.

Umfassende Informationen zu unserer Kirchgemeinde finden Sie unter www.buerglen-be.ch.

Wenn Sie mehr wissen wollen über die Stelle, über uns und die vielseitige Gegend der Kirchgemeinde Bürglen, dann schauen Sie sich dieses Video an.

Telefonische Auskünfte erteilen gerne:
– Kaspar Schweizer, Pfarrer, Tel. 078 747 47 78 oder 032 372 20 70
– Timo Schneider, Kirchgemeinderat, Tel. 079 288 35 54

Bitte senden Sie Ihre Bewerbung bis 15.04.2021 an:
Kirchgemeinde Bürglen, Verwaltung, Industriestrasse 8, 2555 Brügg
E-Mail: sekretariat@buerglen-be.ch

KIRCHGEMEINDE
BÜRGLEN BE

Unsere Kirchgemeinde umfasst sieben politische Gemeinden des Seelandes zwischen Biel und Lyss mit etwa 6'200 Mitgliedern.

Wegen Pensionierung des Stelleninhabers suchen wir zur Ergänzung unseres Pfarrteams von 5 Personen

eine Pfarrerin/ einen Pfarrer (80%)

für den Pfarrkreis Worben, Jens und Merzligen

Ihre Aufgaben:
- pfarramtliche Tätigkeiten mit Schwerpunkt Gottesdienst, Feiern und Seelsorge

Ihr Profil:
Wir erwarten eine Persönlichkeit, welche
- sich engagiert auf die vielfältigen Aufgaben des Pfarramtes einlässt, die Offenheit der Landeskirche schätzt und mit Überzeugung das Evangelium verkündet;
- bereit ist, in einem Team mitzuwirken und zusammen mit dem Kirchgemeinderat die Zukunft der Kirchgemeinde zu gestalten;
- sich auf den Kontakt mit unterschiedlichen Menschen freut und den Gestaltungsspielraum ihres Amtes nutzt;

Wir bieten Ihnen
- eine Kirchgemeinde, die sich neu ausrichtet und in der Raum vorhanden ist, Neues zu gestalten
- in der die Aktivitäten von vielen Freiwilligen mitgetragen werden;
- einen Kirchgemeinderat, der die Pfarrpersonen in die Entscheidungsprozesse einbezieht und einen guten Kontakt zu allen Mitarbeitenden pflegt;
- ein Team, in dem sich unter den Mitarbeitenden eine gute Kultur der Zusammenarbeit etabliert hat;
- eine Gemeinde, in der sich ländliche und vorstädtische Strukturen und Lebensformen mischen und in der ein gutes Einvernehmen zwischen den Verantwortlichen der Kirche und den Gemeinden sowie deren Vereinen herrscht;
- grosszügige und vielfältige Räumlichkeiten mit guter Infrastruktur;
- ein schönes und geräumiges Pfarrhaus steht zur Verfügung. Die Dienstwohnungspflicht ist verhandelbar.

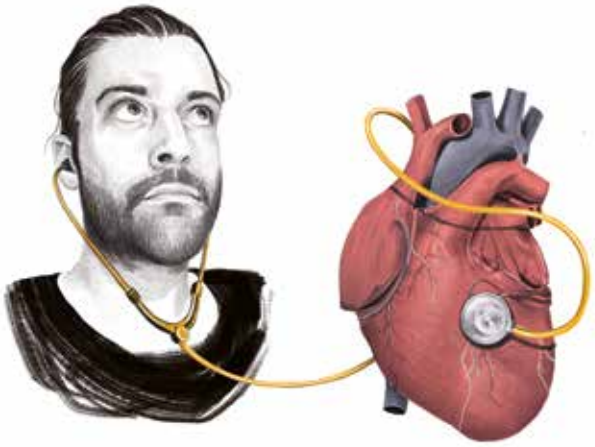
Ihr nächster Schritt
Amtsantritt ist am 1. September 2021 oder nach Vereinbarung (auch früher oder später möglich). Bewerber/innen müssen durch Aufnahme in den bernischen Kirchendienst wählbar sein.

Umfassende Informationen zu unserer Kirchgemeinde finden Sie unter www.buerglen-be.ch.

Wenn Sie mehr wissen wollen über die Stelle, über uns und die vielseitige Gegend der Kirchgemeinde Bürglen, dann schauen Sie sich dieses Video an.

Telefonische Auskünfte erteilen gerne:
– Kaspar Schweizer, Pfarrer, Tel. 078 747 47 78 oder 032 372 20 70
– Timo Schneider, Kirchgemeinderat, Tel. 079 288 35 54

Bitte senden Sie Ihre Bewerbung bis 15.04.2021 an:
Kirchgemeinde Bürglen, Verwaltung,



Aus der Herzkammer

Von Ramin Nikzad

Schwarz

Von 1989 bis 1994 lernte ich das Klavierspielen von meinem lieben Klavierlehrer Schwarz in der Musikschule St. Pölten.

Ich hatte danach noch einige andere Lehrer, und ich denke heute, dass Herr Schwarz didaktisch nicht besonders gut war.

Aber ich verdanke ihm das Allerwichtigste, das Grundlegende für mein heutiges Klavierspiel:

Meine Liebe zum Klavier.

Meine Liebe zum Klavierspiel.

Am Klavier bin ich so glücklich wie nirgendwo sonst.

Ich kann heute mit vierzig sagen:

Kein Mann hat mich im Bett je so glücklich gemacht, wie ein geglückter Debussy oder ein geglückter Mozart oder ein geglückter Schubert oder ein geglückter Bach mich am Klavier glücklich macht.

Das Klavierspiel ist mein grösstes Glück.

Denn beim Laufen oder beim Kochen oder beim Yoga oder beim Pilates und bei allen anderen sogenannten Freizeitaktivitäten, die ich je betrieben habe, konnte ich dennoch immer meinen Erinnerungen nachwassern, konnte ich dennoch immer meine Sorgen und Selbstzweifel vor mir herumjonglieren.

Denn kein Mensch kann Edvard Griegs Nocturne am Klavier spielen und gleichzeitig an irgendetwas anderes denken, irgendeiner anderen Sache nachwassern als einzig und allein Griegs wundervoller Nocturne.

Oder am besten gesagt:

Kann in irgendetwas anderem sein als in Edvard Griegs wunderbarer Nocturne.

Und so bin ich in nichts anderem als in Edvard Griegs wunderbarer Nocturne, wenn ich Griegs wunderbare Nocturne am Klavier spiele, und bin dann also gedankenlos und besinnungslos glücklich.

Na jedenfalls war mein Klavierlehrer Herr Schwarz didaktisch eine Katastrophe, aber all seine didaktischen Versäumnisse in Harmonielehre, Fingertechnik und Blattlesen et cetera konnte ich später mit meinen anderen Klavierlehrerinnen und Klavierlehrern nachholen.

Doch in dieser meiner Lebenszeit von 1989 bis 1994, als ich also 10 bis 15 Jahre alt war, hat mein lieber Lehrer Schwarz den Grundstein für meine grosse Liebe gelegt:

Die Freude und die Liebe am Klavierspiel.

Weil er mir wie niemand sonst vermitteln konnte, welch ein unendliches Abenteuer das Musikmachen ist.

Weil er mir wie niemand sonst vermitteln konnte, dass die Musik nie aufhört, gemacht werden zu wollen.

Dass die Musik wie nichts anderes unendlich ist.

Dass nur die Musik unendlich ist.

Ramin Nikzad ist Arzt in Wien.
Illustration Sören Kunz

reformierte
kirche fällanden
fällanden benglen pfaffhausen

Wir suchen

eine Pfarrerin oder einen Pfarrer für insgesamt 100 Stellenprozente

Stellenantritt nach Vereinbarung

Wir bieten Ihnen in einer dynamischen Region des oberen Glatttals und einer familien-freundlichen, naturnahen Gemeinde am Greifensee ein interessantes Wirkungsfeld. Ein motiviertes Team von Mitarbeitenden, eine engagierte Kirchenpflege und zahlreiche Freiwillige unterstützen Ihr geschätztes Engagement. Der Arbeitsort ist zentral gelegen sowie ein Pfarrhaus oder eine grosse Wohnung steht Ihnen zur Verfügung.

Zusammen mit einer Kollegin mit 30% Stellenprozenten bilden Sie ein starkes Zweierteam. Jede Pfarrstelle übt die pfarramtlichen Aufgaben nach Massgabe der Stellenprozente aus.

Wir freuen uns auf eine Persönlichkeit, die
- gerne mit Jugendlichen arbeitet und theologisch und seelsorgerisch einfühlsam sowie in einer offenen landeskirchlichen Haltung auf sie zugeht und eingeht
- Projekte und Veranstaltungen mit Kindern, Jugendlichen und Familien initiiert, entwickelt und umsetzt
- die Verantwortung für den gesamten RPG-Bereich der Kirchgemeinde übernimmt
- Eigeninitiative für den Gemeindeaufbau entfaltet
- Gottesdienste abwechslungsreich und lebendig gestaltet
- sich an der gut funktionierenden ökumenischen Zusammenarbeit mit der katholischen Kirchgemeinde aktiv beteiligt

Unsere Kirchgemeinde bietet Ihnen
- einen grossen Gestaltungsspielraum und viel Selbständigkeit
- eine verlässliche, wohlwollende, liberale Kirchenpflege
- ein kompetentes und unterstützendes Sekretariat
- ein engagiertes, sympathisches Team von Mitarbeitenden
- eine erfahrene Katechetin
- einen Praktikanten zur Unterstützung im Bereich Jugendarbeit
- eine gute Infrastruktur für den administrativen Bereich

Haben wir Ihr Interesse geweckt?
Weitere Informationen zu unserer Kirchgemeinde finden Sie unter www.refkirchefaellanden.ch.

Für Fragen und Auskünfte stehen Ihnen gerne zur Verfügung: Sonja Rotschi, Leiterin Gemeindekonvent, Telefon 044 887 04 04, oder

Markus Bachofen Rösner, Vorsitzender Pfarrwahlkommission, Telefon 043 499 03 78
pfarrwahl@refkirchefaellanden.ch

Wir freuen uns auf Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen bis 30.04.2021. Bitte senden Sie die Unterlagen an: pfarrwahl@refkirchefaellanden.ch

Infolge Pensionierung unseres langjährigen Organisten suchen wir per 1. Januar 2022 oder nach Vereinbarung

EINEN ORGANISTEN EINE ORGANISTIN (43%)

Stadtkirche Solothurn

Wir wünschen uns eine Persönlichkeit, welche:
- Die kirchenmusikalische Hauptverantwortung an der Stadtkirche wahrnimmt
- Reformierte Gottesdienste und Kasualien musikalisch kompetent gestaltet
- Aktiv mitwirkt bei der Gestaltung der kulturell-spirituellen Angebote
- Innovative Ideen für Orgelkonzerte an der Stadtkirche mitbringt

Wir bieten:
- Eine denkmalgeschützte Romantikorgel, welche 2007 durch die Erbauerfirma Orgelbau Kuhn AG in den Originalzustand zurückgeführt und revidiert wurde.
  Die 1925 erbaute Orgel verfügt über eine pneumatische Spieltraktur, 3 Manuale und Pedal und 51 Register.
- Kreativen Spielraum bei der Gestaltung von Konzerten und kulturell-spirituellen Angeboten in Zusammenarbeit mit unserer für Kultur zuständigen Pfarrperson
- Eine lebendige Kirchgemeinde mit mehreren Standorten und vielen engagierten Mitarbeitenden
- Zeitgemässe Anstellungsbedingungen in Anlehnung an Empfehlungen von refbejuso

Ihr Profil:
- Sie haben eine fundierte kirchenmusikalische Ausbildung und nach Möglichkeit eine Ausbildung zur Konzertorganistin/zum Konzertorganisten
- Sie sind teamfähig und zuverlässig
- Sie pflegen eine kooperative Zusammenarbeit
- Sie identifizieren sich mit der Kirchgemeinde
- Sie greifen für einen Familiengottesdienst auch in die Klaviertasten oder begleiten ein nicht klassisches Lied gerne
- Sie wohnen nach Möglichkeit in der Nähe von Solothurn

SIE HABEN INTRESSE?

Ihre Bewerbung erwarten wir gerne bis 16.5.2021 an:
Richard Hürzeler
Verwaltung der Reformierten Kirchgemeinde Solothurn
bewerbung@reformiert-so.ch

Für Auskünfte und Rückfragen:
Richard Hürzeler, Verwalter 032 626 30 30
Thala Linder, Pfarrerin: 032 623 93 76
Benjamin Guélat, Organist St. Ursenkathedrale:
076 534 91 21

WWW.REFORMIERT-SOLOTHURN.CH/ ORGEL-STADTKIRCHE

REFORMIERTE KIRCHGEMEINDE SOLOTHURN

Als sich in seinem Körper das Coronavirus ausbreitete, fand er Trost in Calvins Prädestinationslehre, schreibt Roland Diethelm. Sie besagt, dass nur einige zum Heil bestimmt sind – alle anderen werden verdammt.

Zwei Tage vor Neujahr, wir waren in einem Chalet in den Bergen, machten sich bei einem Familienmitglied die ersten Krankheitssymptome bemerkbar. Wenig später war klar: Wir hatten uns alle mit dem Virus angesteckt. Das Warten darauf, was dieses mit unseren Körpern anrichten würde, war für mich eine ziemlich grosse Herausforderung. Die Tatsache, dass anfänglich milde Symptome nichts über den Krankheitsverlauf in der zweiten Woche aussagen, machte mich nervös. Ich versuchte mich mit einer Risikoeinschätzung zu beruhigen. Die Kinder: nicht gefährdet. Wir Eltern, beide um die 50, Nichtraucher und mehr oder weniger fit: eigentlich auch nicht. Trotzdem fand ich keine Ruhe. Zu unberechenbar war das Virus, zu viele statistische Ausreisser – in meinem Alter und jünger – waren mir bekannt. Sie alle landeten am Ende auf der Intensivstation oder in der Reha-Klinik. Immer mehr wurde mir klar: Was uns in den kommenden Tagen erwartet, ist völlig ungewiss. Von symptomfrei bis tot schien alles möglich, ganz unabhängig davon, was wir Menschen alles über das Virus wussten.

Von der Situation, in der ich mich befand, handelt die Lehre von der «doppelten Prädestination» im Calvinismus. Sie hat Gedanken des Apostels Paulus und des Kirchenlehrers Augustinus zum Inhalt und geht davon aus, dass wir Menschen alle zur «Massa perditionis» gehören. Gemeint ist die Masse der Verderbtheit, aus der einige gerettet werden, der grosse Rest aber in die Hölle fährt. Wer zu den Auserwählten zählt und wer verdammt wird, ist bis zuletzt unsichtbar und entscheidet allein Gott. Die Wünsche von uns Menschen? Unwichtig. Alle Versuche von uns, auf irgendeine Art und Weise Einfluss auf Gott zu nehmen, führen ins Nichts, denn Gott ist nicht korrumpierbar. Seine Ehre und Freiheit sind unantastbar und somit absolut.

Zu erkennen, dass sich Gott durch nichts dazu bewegen lässt, eine schlimme Situation rückgängig zu machen, ist schwierig auszuhalten. Ebenso, dass ihn auch keine Träne von uns sich erbarmen lässt. Doch wäre es gerecht, wenn Gott denen, die am lautesten weinen, hilft?

Was bei Gott nicht funktioniert, geht in der Politik gut. Nur so lässt sich erklären, dass einige weiterhin Geld verdienen dürfen und andere nicht. Dass dies auf Kosten der Kranken und Alten geht, sagt viel über unser Land aus und hat uns der Selbstlüge überführt.

Verschwinden in einer Gesellschaft sichergeglaubte Werte, die auch im Evangelium zu finden sind, dann müsste die Kirche als ihr Wachhund zur Stelle sein. Bedauerlich, dass letztere just in dieser Zeit stark mit sich selbst, beziehungsweise mit dem Gemeindeaufbau im Internet, beschäftigt war. Es waren Virologinnen und Virologen, die Schutzmassnahmen forderten – und sich damit für ein wichtiges Anliegen der Kirche, das Recht auf Leben, starkmachten.

Damit es zu keinem Missverständnis kommt: Ich kann als Pfarrer der gestreamten Communio bei Zoom viel abgewinnen. Damit lässt sich aber den störrischen Egoisten in diesem Land nicht beikommen. Ihnen gilt es aufzuzeigen, dass die vielen Toten nicht gottgegeben sind, sondern das Resultat einer menschgemachten Politik. Die Kirche mit ihrer Botschaft darf deshalb nicht in den digitalen Raum flüchten und warten, bis Gott ein Zeichen schickt oder gar ihre Arbeit erledigt. Für einen gläubigen Menschen kann es keine Option sein, erst dann zu reagieren, wenn die Folgen seines Handelns nicht mehr aus eigener Kraft reparierbar sind. Und so erhielt auch ich damals kein Zeichen von Gott, an dem ich erkennen konnte, wie die Erkrankung ausgehen wird. Am Ende verlief sie mild. Wir wurden alle wieder gesund.

Gomringer Diethelm Lewitscharoff

Roland Diethelm ist Pfarrer in Wangen an der Aare im Kanton Bern. Er schreibt hier im Wechsel mit der Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff und der Lyrikerin Nora Gomringer. Die Meinungen der Kolumnisten decken sich nicht in jedem Fall mit derjenigen der Redaktion.

ILLUSTRATION: MAURO MAZZARA

Ich bin dann mal wieder da

Als Christiane Maag Pfarrerin wurde, merkte sie bald: Dieser Beruf ist schön und schrecklich zugleich. Als das Schreckliche überhandnahm, ging sie. Nun ist sie wieder zurück. Warum?

Von Lukas Fuhr
Bild Sonja Och

Als Christiane Maag zurückkehrt, scheint es, als habe kaum jemand mehr auf sie gewartet. Die Heilig-Kreuz-Kirche in Coburg ist zum Sonntagsgottesdienst um 10 Uhr fast leer. Einerseits ist das gut, jede zweite Reihe ist sowieso gesperrt, Corona-Kordeln riegeln sie ab. Andererseits ist es schade, dass kaum jemand sieht, was hier gleich passiert: Christiane Maag, die im Streit aus der Kirche ausgetreten ist, wird an diesem Septembersonntag wieder zur Pfarrerin.

Maag ist 47 Jahre alt, aber ihre Vergangenheit betrachtet sie nicht in Lebensabschnitten, sondern gleich als mehrere ganze Leben. Das erste, die Kindheit in München, war nicht schön, zumindest nicht nur. Es fühlte sich an, so beschreibt sie es, wie im Matsch zu versinken. Genauer will Christiane Maag das gar nicht sagen. Sie hat das erste Leben jedenfalls selbst beendet, ausgerechnet mit einem Bekenntnis zum ewigen Leben: Maag, die in einem konfessionslosen Elternhaus aufgewachsen war, liess sich evangelisch taufen. Da war sie gerade 20. «Vor meiner Taufe hatte ich den Eindruck, ich gehe auf meinem Lebensweg vorwärts und versinke mit jedem Schritt im Matsch und komme einfach nicht gescheit weiter. Nach der Taufe war der Matsch zwar auch noch da, aber es war ein fester Boden drunter.»

Last des Pfarramts

Im Theologiestudium wollte sie den Matsch trockenlegen, Boden gewinnen, und irgendwann dachte sie sich, dass sie den Glauben doch auch zu ihrem Beruf machen könnte. Christiane Maag wurde Pfarrerin, ihr drittes Leben begann am 14. März 2004, dem Tag ihrer Ordination.

Und jetzt, einige Wochen nach dem Gottesdienst, sitzt Maag am Küchentisch in ihrer Wohnung am Hang unterhalb der Coburger Veste, einer grossen Burg, die die Kirchen der

Stadt weit überragt. Sie will erzählen, warum ihr Pfarrerinnenleben im ersten Versuch doch nicht gelang. Sie spricht ruhig und schüchterner als viele andere, die diesen öffentlichen Beruf gelernt haben.

Schnell habe sie gemerkt, dass Pfarrerin sein beides ist: schön und schrecklich. Das Kleinteilige, Nahe an der Kirche nahm Maag für ihren Beruf ein. Schön fand sie all die tiefsinnigen Gespräche. Sie mochte es, Menschen in besonderen Momenten helfen zu können: die Trauung festlich gestalten, das Kind behutsam taufen, den Ehepartner würdig beerdigen. Der weniger gute Teil war das, was Maag «die öffentliche Rolle des Pfarramts» nennt: Käsekuchen essen bei runden Geburtstagen älterer Gemeindemitglieder, Personaldebatten und Protokolle mit dem Kirchenvorstand abstimmen. Das Pfarrhaus bewohnen und vorzeigbar halten. «Diese Rolle auszufüllen, das hat an mir genagt.»

Ihren Frust schrieb sie in ihrem Blog auf, sie twittert auch schon seit zehn Jahren. Im Internet fand sie die Mitchristen, die ihr vor Ort oft fehlten. «Wo sind die anderen?» fragte sie ihre Follower und meinte alle, für die die Kirche nicht vorrangig Käsekuchen essen ist.

Sie war etwa zehn Jahre im Amt, als ihr endgültig klar wurde, dass es eine wie sie – Akademikerin, etwa 40, Single – in ihrer Gemeinde kein zweites Mal gab. «Dann hab ich mich gefragt, würde ich zu den Veranstaltungen meiner eigenen Gemeinde gehen?» Christiane Maag feierte trotzdem weiter Gottesdienste, hielt durch und ihre Müdigkeit für normal. Gibt es nicht in jedem Beruf Dinge, die man nur ungern macht? Aber dann ging es irgendwann nicht mehr.

Als kurz nacheinander beide Eltern starben, liess ihr der Pfarrberuf keine Zeit zu trauern. «Das hat mich dann in die Krise gestürzt.» Heute erzählt sie das beinahe nüchtern. Doch wenn man in ihrem Blog die Einträge aus dieser Zeit liest, erlebt man wie bei so vielen Trennungen einen Streit, der schnell grundsätzlich wurde: «Die Kirchen haben aus der Botschaft eines (wahrscheinlich) ledigen Wanderpredigers, den seine eigene Familie für verrückt hielt, eine bürgerliche Religion gemacht, deren berufliche Vertreter ein gutes Beamtengehalt bekommen und mietfrei wohnen», donnerte Maag im Mai vor sechs Jahren. «Das Unbehauste, Ungewisse, die Wüste, der steinige Weg … sind weggefallen zugunsten eines oft lauen Mixes religiöser Allgemeinplätze, die keinem wehtun, aber auch niemanden wirklich heilen. Ich finde, ‹wir› sind einfach nicht besonders glaubwürdig.»

Dass dieser Beruf einen in eine Krise führen kann, wundert Tilmann Haberer nicht. Er kennt Maag schon lange. In den neunziger Jahren kam sie als Studentin zu ihm in seine damalige Münchner Gemeinde, engagierte sich bei der Thomasmesse. Während in normalen Gottesdiensten kaum jemand fragt, ob es Gott wirklich gibt, richtet sich diese Feier gerade an die Zweifler. «Es hat gepasst, dass Christiane da mitgemacht hat.» Nicht weil sie zweifelte, sondern weil sie Zweifel verstehen kann. «Sie nimmt ihre Überzeugungen sehr ernst, und das gilt dann auch für die anderen. Und mir war schon da klar, dass sie in der Kirche mancherorts anecken könnte. Ihr ging es nie darum, jede Woche im Altenclub schön Kaffee zu trinken.» Auch durchs Telefon kann man hören, wie viel Sympathie Haberer für Maags Ringen hat. Wenn er ihr schreibt, nennt er sie «Schwesterherz».

Mühe um das eine Schaf

Maag wollte für diejenigen da sein, die existenzielle Fragen hatten, aber kam nicht einmal dazu, sich Veranstaltungen auszudenken, wie sie diese Menschen von ihrer Coburger Gemeinde aus erreichen könnte. Sie mühte sich um das eine Schaf, das mit dem schrumpfenden Angebot einer schrumpfenden Volkskirche glücklich war, und hatte keine Zeit für die 99 anderen, die nie im Gottesdienst auftauchten. Maag sah die Kirche wanken, aber es war ihr persönliches Einsinken in der Trauer um ihre Eltern, das aus dieser Diagnose über die Kirche den Plan machte, aus dem Pfarrhaus ihrer Coburger Gemeinde auszuziehen.

Wenn eine Pfarrerin in Deutschland nicht mehr will, kann sie sich beurlauben lassen. Die Kirche zahlt keinen Lohn mehr, aber die Pfarrerin behält alle Rechte, kann zum Beispiel ehrenamtlich weiter Gottesdienste leiten. Das hatte auch Christiane Maag vor. Als freiberufliche Seelsorgerin begann sie ausserdem, gegen Geld Menschen zu begraben, die nicht in der Kirche waren, und Paare zu trauen – ähnlich wie vorher,

Als freischaffende Seelsorgerin begann Christiane Maag, gegen Geld Menschen zu begraben. Irgendwann fragte sie sich: «Was mache ich hier eigentlich, ohne meine Kirche?»

nur ab jetzt ohne den Talar. Maag wusste, dass die Kirche diese Konkurrenz nicht schätzt. Aber dass der zuständige Dekan ihr gleich ein kirchliches Disziplinarverfahren androhte, war zu viel.

Der Austritt

Sie vereinbarte einen Termin beim Standesamt. Es war im November 2015, ein sonniger Tag im Spätherbst, an dem Frau Christiane Maag einen Standesbeamten verdutzte. «Ich habe ihm gesagt, ich will aus der Kirche austreten. Dann fragte er nach meinem Beruf.» Maag sagte: «Pfarrerin.» Hinterher fühlte sie sich nicht erleichtert, sondern bloss leer und müde.

Die für Coburg zuständige Regionalbischöfin Dorothea Greiner sagt heute, damals hätten beide Seiten Fehler gemacht. «Es war ein Schmerz, dass Frau Maag aus der Kirche ausgetreten ist.» Als Geschiedene fühlte sich auch Christiane Maag. Auf einmal hatte sie Heiligabend frei, Karfreitag frei, jedes Jahr am 14. März erinnerte sie sich an den Tag ihrer Ordination. «Das war wie der Hochzeitstag mit dem Ex.» Maag stürzte sich in neue Kirchenlieben, ging eine Zeit zu den Altkatholiken, überlegte, römisch-katholisch zu werden. An Fronleichnam schloss sie sich den Katholiken auf ihrer Prozession durch Coburg an. Auch darüber hat sie gebloggt, sie schreibt von der «Jesus-Demo mit Lautsprechern» – und von einem Geiger am Coburger Landestheater, der vor ihr in der Prozession «schlurfte». Christoph wurde erst ihr Freund, dann ihr Mann.

Nach Jahren des Alleinlebens ist Christiane Maag mit ihrem Mann zusammengezogen, hat ihre Katze und die Kratzbäume mit in die Wohnung gebracht, die viel kleiner ist als das Pfarrhaus, in dem sie gelebt hatte.

Christoph Maag hat Kaffee gemacht und sitzt mit am Esstisch, wo seine Frau für dieses Portrait erzählt, wie ihre Glaubensgeschichte weiterging. Denn eine Glaubensgeschichte war das die ganze Zeit, Christiane Maag hatte die Kirche verlassen, nicht Gott, dem sie immer noch dankbar ist, dass er den Matsch unter ihren Füssen passierbar hält. Und dass er Wunder wirkt. Als solches sieht sie ihre Beziehung, erst recht, seit sie mit über 40 schwanger wurde. Als während der Schwangerschaft bei ihr Eierstockkrebs diagnostiziert wurde, war noch ein Wunder

Pfarrerin Maag hat sich vorgenommen, dass es dieses Mal klappen soll mit ihr und der Kirche.

nötig. Maag hielt wieder einmal durch, blieb ruhig, überstand die Chemo, überstand die OP, wurde Mutter eines gesunden Jungen, Korbinian.

Durch ein Wunder kann man leben, aber davon leben kann man nicht. Maag arbeitete weiter, oft im nahen Thüringen, wo nur wenige der Kirche angehören. Viel Arbeit für eine freie Trauerrednerin. Bei den Beerdigungen hielt Maag immer eine kurze Grabrede auf den Verstorbenen und setzte dann eine Schweigeminute an – damit sich die Angehörigen sammeln konnten und sie Zeit hatte, still ein Vaterunser zu beten. Dass sie von Gott redete, wollten ihre Kunden nicht. Aber sie brauchte diese kurze Besinnung auf das, was sie selbst am meisten tröstete.

Im Frühjahr 2019 beerdigte Maag dann einen Mann auf einem Coburger Friedhof, am 14. März, sie erinnert sich genau. Der Jahrestag ihrer Ordination. «Da habe ich mich gefragt, was mache ich hier eigentlich, ohne Talar, ohne meine Kirche?» Ein paar Tage später sass sie mit Christoph und Korbinian im Auto, auf dem Weg in den Skiurlaub in Tirol. Draussen schien die Sonne, drinnen im Auto war ihr alles klar. «Bisschen kitschig», sagt sie am Esstisch. «Na ja.» Christiane Maag wollte zurück.

Familie vor Kirche

«Das kam für mich aus heiterem Himmel», erzählt die Regionalbischöfin Greiner am Telefon. An sie hatte Maag einen versöhnlichen Brief geschrieben. Greiner antwortete sofort, wie sehr sie sich freue. Gut ein Jahr dauerte es, bis alle Kirchengremien den Fall beraten hatten, dann stand fest, dass Greiner sich Gedanken über einen besonderen Gottesdienst machen musste.

Für diesen «Gottesdienst anlässlich des Wiederanvertrauens der Rechte aus der Ordination» im Herbst 2020 gab es keine Vorlage. «Niemand in der Landeskirche kann sich an so etwas erinnern.» Bischöfin Greiner beschloss, den Ritus an eine Ordinationsfeier anzulehnen. «Neu ordinieren wollten wir nicht, das ginge gar nicht. Frau Maag hatte ja nicht ihre Ordination verloren, auch nicht mit ihrem Austritt.»

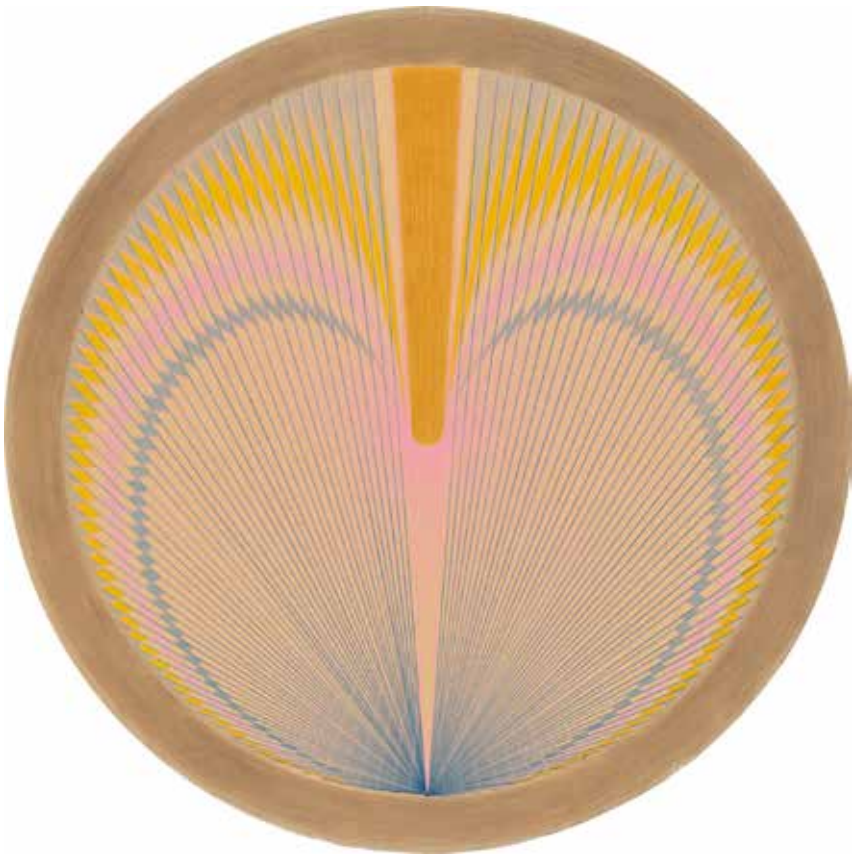
An diesem Sonntag im September gibt es doch einen Teil der Heilig-Kreuz-Kirche, der gut gefüllt ist. Vorne links im Mittelschiff sitzt Christiane Maag, umringt von Talarträgern. Regionalbischöfin Greiner ist da, der Dekan, andere Pfarrer aus Coburg und Freunde. Auch Maag trägt wieder Schwarz mit weissem Beffchen, nach Jahren in einer Reisetasche im Keller kommt der Talar aus der Reinigung. Sie steigt die Stufen in den Chor hoch, zu den bunten Glasfenstern, die einst der bulgarische König gespendet hat, und feiert Gottesdienst. In der Predigt kommt sie auf einen Vers aus dem 2. Timotheusbrief: «Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.»

Am Ende segnet Pfarrerin Maag die Gemeinde, sie könnte die Formel einfach sprechen. Aber Maag singt, hat gleich den alten, den richtigen Ton. Ihr Mann, wie bei Katholiken üblich, bekreuzigt sich, als sie das Kreuz in die Luft schlägt. Seine Frau ist wieder Pfarrerin.

Christiane Maag hat sich vorgenommen, dass es dieses Mal klappen soll mit ihr und der Kirche. Um sich nicht zu überfordern, steigt sie zunächst als ehrenamtliche Pfarrerin ein, hält zum Beispiel Gottesdienste, wenn in der Gegend Bedarf ist. «Jetzt steht meine Familie an erster Stelle. Es tut mir gut, dass es für mich nicht mehr nur die Kirche gibt», sagt sie später an ihrem Esstisch. Sie sorgt sich nun, ob Korbinian mit Schnupfen in die Kita darf, wandert viel in der Fränkischen Schweiz und schreibt wieder häufiger auf ihrem Blog (Käsekuchen mag sie immer noch nicht, aber sie blickt jetzt versöhnlich auf die Gemeindemitglieder, die ihn gerne im Beisein der Pfarrerin essen). Einige Wochen später hält sie den ersten eigenen Gottesdienst. Den Organisten kennt sie noch von früher. Allerdings startet die Feier ein bisschen ungewöhnlich. Bevor die normale Liturgie losgeht, nimmt die Pfarrerin einen jungen Familienvater nach seinem Austritt wieder in die Kirche auf. Lustig, findet Maag. Ein Rückkehrer. So wie sie.

Lukas Fuhr ist freier Journalist.
lukasfuhr@posteo.de

Die Fotografin Sonja Och lebt in München.
sonjaoch.de



A*

2.3.–24.5.2021

Kosmos Emma Kunz

Eine Visionärin
im Dialog mit
zeitgenössischer Kunst

***Aargauer Kunsthaus**

Aargauerplatz CH–5001 Aarau
Di – So 10 – 17 Uhr Do 10 – 20 Uhr
www.aargauerkunsthaus.ch

Emma Kunz, *Werk Nr. 172*, undatiert
Emma Kunz Stiftung, Würenlos
© Emma Kunz Stiftung
Foto: Conradin Frei, Zürich

Radikaler Glücksmoment

«The Hunger Games: Mockingjay – Part 2» (USA 2015): Katniss skizziert im Epilog eine provokative Vision von Selbstbestimmung.

Das Happy End hat einen schlechten Ruf. Es gilt als billiger Erzähltrick. Die Rechnung scheint schnell gemacht: Happy End = Kommerz. Ich sehe jedoch keine einfache Formel, sondern eine komplexe Herausforderung – sowohl für die Filmemacherinnen wie für uns Zuschauer.

Das Ende der Trilogie «Die Tribute von Panem» hat praktisch einhellig Verachtung auf sich gezogen. Was hat die Regie geritten, als sie die unabhängige und kämpferische Hauptfigur Katniss in ein ländliches Idyll mit Ehemann und Kindern versetzt hat?

Der Schlüssel zum Verständnis dieses vermeintlich banalen Happy Ends liegt darin, dass Katniss ihre Odyssee selbst erzählt. Es ist ihre Geschichte. Wie sie widerwillig zum Töten gezwungen und zur Kriegerin geformt wurde. Wie ihr eine Diktatur ein selbstbestimmtes Leben verweigert hat. Und wie sie dann im Widerstand gegen diese Diktatur zum Symbol wurde. Ihr Kampf besteht darin, sich selbst als Individuum nicht zu verlieren.

Mit dieser Vorgeschichte erhält das von Abendsonne durchflutete Klischee im Kornfeld ungeahnte Radikalität. Es ist Katniss egal, wenn wir über diesen Postkartenkitsch schimpfen. Sie muss keines unserer Wunschbilder erfüllen. Dieses Ende gehört ihr ganz allein. Ein letztes Mal erklärt sie sich all den Zuschauerinnen und Zuschauern, die ihre Tragödie neun Stunden lang begafft haben:

KATNISS
(zum Säugling im Arm)
«Ich mache eine Liste in meinem Kopf mit all den guten Dingen, die ich jemanden tun sah. All die kleinen Dinge, an die ich mich erinnere. Es ist wie ein Spiel. Ich spiele es wieder und wieder. Wird ein bisschen langweilig nach all den Jahren, aber es gibt schlimmere Spiele zu spielen.»

Katniss öffnet damit den Blick für die tiefere Bedeutung des Happy Ends. Das Wort «happy» beschreibt mehr eine momentane Gemütslage als einen endgültigen Zustand. Happy zu sein ist meist ein Gefühl von kurzer Dauer, es bleibt geheimnisvoll,

Dreharbeiten zu «Gloria» (USA 1980): John Cassavetes im Gespräch mit seinem Hauptdarsteller John Adames.

«City Lights» (USA 1931): Das Ende hatte Chaplin bereits im Kopf, als noch keine Zeile des Drehbuchs geschrieben war.

keine Ahnung, woher es kommt und wohin es führt. Glück lässt sich bestenfalls kurz geniessen, aber nie besitzen. Das Happy End ist ein Spiel, ein Traum gegen den Albtraum. Wieder und wieder. Manchmal etwas abgelutscht, aber es gibt Schlimmeres.

Das Happy End legt Einspruch gegen die Tragödie ein, die gerne so tut, als sei all unser Leid eine lange Kette von Folgerichtigkeiten. Das vollkommene Happy End entspringt einer guten Laune des Zufalls. Es führt deshalb auch nicht in triumphale Erfolgsmeldungen, sondern in einen unfassbar flüchtigen Glücksmoment.

Ausgerechnet Katniss provoziert in mir einen grundlegenden Blickwechsel. Mit ihr nehme ich eine fiktionale Figur als Persona wahr. Ich versuche sie zu verstehen, statt ihr meinen Willen aufzuzwingen.

John Cassavetes (1929–1989) war als Filmemacher so «independent» wie man es nur sein kann. Happy Ends gehörten wahrlich nicht zu seinen Standards, Kommerzialität war nie sein Ding. Dennoch endet «Gloria» märchenhaft. Eine alternde Gangsterbraut wird zunächst widerwillig zur Beschützerin eines Jungen, dessen Familie von der Mafia umgebracht wurde. Schliesslich stellt sie sich gegen den Mob. Ein ungleicher Kampf, den Gloria nur verlieren kann. Am Ende steht das Kind mutterseelenallein auf einem Friedhof. Und dann inszeniert Cassavetes in Zeitlupe seinen unglaublichen «Deus ex machina»-Moment.

Es waren weder Kommerz noch Phantasielosigkeit, die Cassavetes zu diesem Happy End gedrängt hatten. Cassavetes spürte ganz einfach seine Verantwortung. Seine Protagonisten waren nicht länger Fiktion, sondern Geschöpfe, und so konnte er nicht anders, als zum gnädigen Gott zu werden. In «Cassavetes on Cassavetes» schreibt er dazu: «Ich habe es getan, weil ich nicht wollte, dass das Kind noch mehr leiden musste. Was für eine Art von Film wäre das, wenn das Kind am Ende zerbrochen wäre?»

Damit sind wir ganz nahe bei jenem Happy End, das ebenso legendär wie vollkommen ist. Die letzte Einstellung von «City Lights» ist längst Ikone: Charles Chaplin, verlegen lächelnd mit einem armseligen Röschen in der Hand. Eben hat ihn die Blumenfrau als ihren Wohltäter erkannt. Der Tramp hatte ihr, der einst blinden Frau, die Augenoperation ermöglicht, war dann aber noch vor ihrer Heilung verschwunden. – «Du?» fragt sie ihn. – «Können Sie nun sehen?» antwortet er. – Und sie: «Ja, ich kann nun sehen.»

Wie aber erkennt die Blumenfrau den Tramp? – Gerade nicht durch die Augen, sondern die Berührung ihrer Hände. Erst jetzt sieht sie ihn wirklich. Zum ersten Mal. Die Leinwand als Grenze fällt. Die Fiktionalität löst sich auf. Ein paar Sekunden Transzendenz. Und wir fühlen: Die Bestimmung des Kinos ist nicht das Sehen. Die Bestimmung des Kinos ist die Berührung. Ein Glücksmoment streift uns. Happy End.

Der Kulturphilosoph Thomas Binotto ist seit dreissig Jahren als Filmkritiker und -publizist tätig und hält Vorlesungen zur Filmgeschichte.

Der Epilog der «Tribute von Panem»-Trilogie ist kein Phantasieprodukt der Filmemacher. Sie folgen dabei bis in den Dialog der Vorlage von Suzanne Collins. Das letzte Wort im Buch lassen sie jedoch weg. Es heisst «Ende».

John Cassavetes war ein Pionier des «Independent Cinema» in den USA. Seine Filme finanzierte er teilweise mit seinen Gagen als Schauspieler. «Gloria» war der siebte und zweitletzte Film, in dem er seine Frau Gena Rowlands inszenierte.

Kurz vor Ende der Dreharbeiten zu «City Lights» feuerte Chaplin seine Hauptdarstellerin Virginia Cherrill. Er warf ihr mangelnde Professionalität vor, sie wiederum fand seinen Perfektionismus unerträglich. Wenige Tage später stellte er sie wieder ein.

Streaming aller drei Filme bei iTunes und Amazon.

EVANGELISCH-
REFORMIERTE
LANDESKIRCHE URI

Begeistert von der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen? Aber auch mit Erwachsenen?

Die Evangelisch-Reformierte Landeskirche Uri ist eine äusserst heterogene kleine Diasporagemeinde mit 1700 Mitgliedern, davon 300 unter 16. Wir sind eine Landeskirche mit vier Kirchen. Unsere Mitglieder sind über den ganzen Kanton verstreut.

Per 1. April 2021 wird eine Stelle frei.
Als Ersatz suchen wir per sofort oder nach Vereinbarung

eine theologisch ausgebildete Person mit Schwerpunkt Kind und Jugend. Dazu kommt auch die Arbeit mit Erwachsenen. Für die Stelle sind 80 % bis 100 % vorgesehen.

Aufgaben
- Unterricht 6. bis 9. Klasse bis hin zur Konfirmation
- Konfirmationslager
- Führung der Katechetinnen (1. bis 5. Klasse)
- Familien- und Kindergottesdienste
- Predigtdienste / Amtswochen
- Bestehendes soll weiterentwickelt werden, Neues darf entstehen.

Qualifikation
- Freude an christlicher Gemeinschaft / Verwurzelung im christlichen Glauben
- Freude an Arbeit mit Kindern und Jugendlichen
- Freude an der Zusammenarbeit mit Katechetinnen und weiteren Mitarbeitenden
- Theologische oder vergleichbare Ausbildung evtl. mit Schwergewicht Kinder und Jugend
- Bereitschaft, ein Teil unserer Gemeinde zu werden und die Weiterentwicklung unserer Arbeit im Bereich Kind, Jugend und Familie aktiv zu gestalten
- Motivierung und Förderung von Freiwilligen
- Selbständiges und flexibles Arbeiten

Wir bieten
- Offenheit und Gestaltungsfreiraum für Ideen
- Zeitgemässe Arbeits- und Anstellungsbedingungen
- Motivierter Kirchenrat mit entsprechender Unterstützung
- Ein Arbeitsplatz in wunderschöner Freizeit- und Feriengegend

Weitere Infos
Brigitte Renner, Kirchenrätin Kinder und Jugend,
079 765 88 45, b.renner@ref-uri.ch

Kurt Rohrer, Präsident Kirchenrat,
079 419 76 14, k.rohrer@ref-uri.ch

Ihre Bewerbungsunterlagen senden Sie bitte an
Evang.-Ref. Uri, z. Hd. Kurt Rohrer, Postfach 304, 6460 Altdorf,
oder per Mail an k.rohrer@ref-uri.ch

REFORMIERTE KIRCHE SEEBERG

Bringen Sie frischen Wind in unsere Kirchgemeinde!

Seeberg ist mit 1100 Mitgliedern eine kleinere und ländliche Kirchgemeinde mit schön gelegenen Weilern und Hofsiedlungen im Oberaargau zwischen Langenthal und Burgdorf.

Zur Weiterentwicklung des Kirchgemeindelebens suchen wir per 1. Juli 2021 oder nach Vereinbarung

eine Pfarrerin oder einen Pfarrer (80%)

Ihre Aufgaben sind
- alle Tätigkeiten eines Einzelpfarramts
- Kirchliche Unterweisung auf der Oberstufe
- Schwerpunkte in der Familien- und Seniorenarbeit
- Begegnungen im Generationenbogen
- Zusammenarbeit mit den Dreiblatt Kirchgemeinden Koppigen und Wynigen und dem Schulverband Wynigen-Seeberg

Sie sind eine engagierte Persönlichkeit
- die im Pfarrhaus Wohnsitz nimmt
- die gerne auf Menschen zugeht und in der Gemeinde präsent ist
- die das Evangelium lebensnah und erfassbar verkündet
- die mit den landeskirchlichen Gegebenheiten vertraut ist und unsere Mundartsprache gut versteht

Wir bieten
- einen dynamischen Kirchgemeinderat, einen engagierten Katecheten, ein virtuoses Orgelteam, kreative Siegristinnen, eine motivierte Sekretärin sowie ein tatkräftiges Freiwilligenteam
- Spielraum für das Einbringen und Umsetzen eigener Ideen
- eine grosszügige Infrastruktur, welche vielfältige Möglichkeiten bietet
- ein schönes Pfarrhaus mit Amtsräumen und einem prächtigen Blick auf die Jurakette

Wenn Sie gerne mit uns zusammen neue Wege beschreiten möchten, freuen wir uns auf Ihre Bewerbung bis 17. April 2021 an:

Reformierte Kirchgemeinde Seeberg, Sekretariat,
Bettina Luginbühl, Dorfstrasse 47, 3473 Alchenstorf
oder an sekretariat@kirche-seeberg.ch

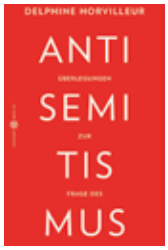
Weitere Informationen finden Sie auf unserer Homepage unter www.kirche-seeberg.ch

Für vertiefte Auskünfte stehen Ihnen gerne zur Verfügung:
Pat Wackernagel, Präsidentin des Kirchgemeinderats,
079 674 75 81
Peter Mauron, Kirchgemeinderat, Ressort Freiwilligenarbeit,
079 345 89 48

Eine Formel, die nicht aufgeht

Die französische Rabbinerin Delphine Horvilleur hat mit ihrem Essay zu Antisemitismus Aufsehen erregt. Ihr Anspruch, Judenfeindlichkeit an den immer selben Punkten festzumachen, erweist sich allerdings als zu hoch.

Von Alfred Bodenheimer



Nach dem rechtsextremen Anschlag auf die Synagoge von Halle im Oktober 2019 stand Europa unter Schock. Nun liess es sich nicht mehr leugnen: Antisemitismus ist auch im deutschsprachigen Raum eine tödliche Gefahr. Die daraufhin einsetzende Diskussion befeuerte zweifellos den Erfolg von Delphine Horvilleurs Buch, dessen deutsche Übersetzung mit dem Titel «Überlegungen zur Frage des Antisemitismus» kurz danach erschien.

Horvilleur geht es aber nicht zuerst um eine Analyse der Gegenwart. Die in Paris lebende liberale Rabbinerin widmet vielmehr einen grossen Teil ihrer Arbeit der Frage, inwiefern Zeugnisse von Antisemitismus in biblischen und talmudischen Texten zu finden sind. Tatsächlich stösst sie schon bei den antiken Autoren und Exegeten auf Umschreibungen von Hass auf Juden. In der weiteren Analyse arbeitet sie ein zentrales Motiv für diesen Hass heraus, das sie bis in die Moderne am Werk sieht: Die Juden stehen als Minderheit für die Sprengung einer einheitlichen Gesellschaft. Ob sie sich im Erscheinungsbild oder in der Sprache von dieser Gesellschaft unterscheiden oder nicht, sie stehen letztlich für Fremdheit und für ein dauerndes Infragestellen unumstösslicher – auch eigener – Sicherheiten. Entsprechend zitiert Horvilleur Jacques Derridas Satz: «Jude wäre ein anderer Name für die Unmöglichkeit, ein Selbst zu sein.»

Etwas unvermittelt erfolgt dann der Wechsel aus der Antike mitten ins 19. und 20. Jahrhundert, zum Philosophen Otto Weininger und dem Psychoanalytiker und Arzt Sigmund Freud. Hier schärft sich die Tendenz der Autorin, Antisemitismus und Frauenfeindlichkeit miteinander in Verbindung zu bringen: Beides sieht Horvilleur als sozialpsychologisches Indiz für männlichen Selbstverlust – und damit einer vermeintlichen Bedrohung der neu gebildeten Nationalstaaten. «Der Jude als entmännlichter Mann, der die physische oder psychologische Integrität des Männlichen und damit die Integrität der Nation oder Gruppe gefährdet, ist zweifelsohne ein obsessives Motiv des entfesselten Antisemitismus im 20. Jahrhundert», schreibt die Autorin. Gerade dieser Aspekt von Horvilleurs Werk wurde von der Kritik wohlwollend gewürdigt.

So ganz neu sind die Thesen der Rabbinerin indes nicht – wer die Fachliteratur der letzten zwanzig Jahre kennt, etwa die von der Autorin zum Teil auch herangezogenen Werke von Daniel Boyarin oder Sander Gilman, entdeckt in Einzelfragen wenig Neues. Auch über die in diesem Sinne toxische, weil gerade verunsicherte Männlichkeit, die junge Muslime zu Machos und Antisemiten macht, ist für deutschsprachige Leser schon seit einiger Zeit bei Ahmad Mansour Fundierteres zu erfahren gewesen.

Horvilleur schafft es, griffig und kurz zu formulieren, vielleicht an einigen Stellen etwas gar skizzenhaft. Dennoch mag es manche zu neuen Erkenntnissen führen. Kritisch hinterfragt werden muss allerdings Horvilleurs Darstellung eines angeblich immer gleich motivierten Judenhasses über Jahrtausende hinweg, die den geschichtlichen Kontext praktisch ausblendet. Wie wenig hilfreich dies für eine Analyse des Antisemitismus im 21. Jahrhundert ist, zeigt sich insbesondere auf den letzten Seiten. Dort widmet sich die Autorin zeitgenössischen Phänomenen wie dem Antizionismus und der Opferkonkurrenz unter Minderheiten. Als Beispiel dafür beschreibt sie etwa die Haltung feministischer Aktivistinnen, die jüdischen Frauen, die für die Existenz Israels einstehen, das Recht absprechen, Feministinnen zu sein. Doch diese zweifellos antisemitischen Erscheinungen mit den zuvor geschilderten Konstanten des Antisemitismus zu verbinden gelingt dem Buch nicht. Hier, wo sich die Leserinnen wohl dringend Antworten erhofft hätten, wird die Argumentation wolkig und verliert sich in wenig konkreten Gemeinplätzen zu Authentizität und Identität.

Horvilleurs Buch leistet seinen wichtigsten Beitrag im ersten, exegetischen Teil. Dessen Erkenntnisse sind interessante, aber nicht notgedrungen allgemeingültige Zeugnisse über das Leben der Juden als Minderheit in der antiken Gesellschaft. Mit der Erweiterung dieser Erkenntnisse zu einer Universalformel des Antisemitismus bis in die Gegenwart erweist sich der Anspruch des Buches dann aber als doch zu ehrgeizig.

Delphine Horvilleur: «Überlegungen zur Frage des Antisemitismus». Aus dem Französischen von Nicola Denis. Hanser, Berlin 2020; 160 Seiten; 27.90 Franken.

Der Rezensent Alfred Bodenheimer ist Literaturwissenschaftler, Autor und Professor für jüdische Literatur- und Religionsgeschichte in Basel.

Evangelisch-reformierte
Kirchgemeinde Davos Platz

Auf nach Davos in die höchstgelegene Stadt Europas! Die Kirchgemeinde Davos Platz sucht zur Ergänzung des Pfarrteams

eine Pfarrerin oder einen Pfarrer (80-100%)

ab August 2021 oder nach Vereinbarung.

Mitten in der vom Tourismus und Kongressen geprägten Stadt steht die Kirche St. Johann. Seit Jahrhunderten bildet der stattliche Kirchturm mit der leicht verdrehten Spitze das Wahrzeichen in der Landschaft Davos. Der schlichte Kirchenraum und im Besonderen der Chor mit den vier kunstvoll gestalteten Fenstern des Künstlers Augusto Giacometti laden ein zur Stille und Gebet.

An Sonn-, Feier- und Werktagen treffen sich Einheimische und Gäste, Kinder und Erwachsene zu Gottesdiensten, zu Trauungen und zum Abschied nehmen. Dabei schätzen sie die lebensnahe Verkündigung, die auf der befreienden und ermutigenden Botschaft der Bibel basiert. Engagierte Menschen tragen und prägen das Leben der Kirchgemeinde.

Seit Beginn dieses Jahres bilden die Kirchgemeinden Davos Platz, Dorf und Altein die Kirchenregion Davos. Diese entwickelt, koordiniert und verantwortet verschiedene regionale Angebote und Aufgaben.

Im Bereich der Kultur wird die Kirche St. Johann für Konzerte der verschiedensten Stilrichtungen genutzt.

Die Kirchgemeinde Davos Platz sucht eine Pfarrperson, die sich von diesem Ort und seiner Geschichte, seinen Herausforderungen und Möglichkeiten inspirieren lässt. Anstellungsbedingungen gemäss der evangelisch-reformierten Landeskirche Graubünden.

Für weitere Fragen und Auskünfte stehen Ihnen gerne zur Verfügung:

Marianne Aguilera, Kirchgemeindepräsidentin
Tel. 079 258 10 88
marianne.aguilera@hotmail.ch

Andy Jecklin, Pfarrer
Tel. 081 413 53 42
andreas.jecklin@gr-ref.ch

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung.
Senden Sie diese bitte mit den üblichen Unterlagen an:
marianne.aguilera@hotmail.ch

Allgemeine Informationen zur Kirchgemeinde Davos Platz finden Sie auf:

www.davosreformiert.ch

Reformierte
Kirche Zofingen
Zofingen Strengelbach Vordemwald

Die **Reformierte Kirchgemeinde Zofingen** sucht als Nachfolgeregelung auf November 2021 oder nach Vereinbarung

eine Pfarrerin oder einen Pfarrer (80% bis 100%)

Ihre Hauptaufgaben

- Ausübung aller pfarramtlichen Tätigkeiten wie Gottesdienste, Kasualien, Seelsorge
- Bereichs- und kirchenkreisübergreifende Zusammenarbeit mit allen Mitarbeitenden
- Eine Schwerpunktsetzung je nach Ihren Wünschen und Gaben in Abstimmung mit dem Team und dem laufenden Gemeindeentwicklungsprozess

Ihr Profil

- Sie passen menschlich in das bestehende Team und freuen sich auf die Zusammenarbeit.
- Sie haben ein abgeschlossenes Studium und sind in der Reformierten Landeskirche Aargau wählbar.
- Sie knüpfen gerne Kontakte mit Menschen aller Altersstufen.
- Sie begegnen Veränderungen offen und passen sich flexibel neuen Ausgangslagen an.
- Sie zeigen Initiative und können Ideen umsetzen.
- Sie stehen für eine lebensnahe und engagierte Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus und leben den christlichen Glauben in landeskirchlicher und ökumenischer Offenheit.

Bei uns in der Kirchgemeinde erwartet Sie

- eine grosse Kirchgemeinde, die vorwärtsdenkend in die Zukunft schaut und diesen Prozess mit Ihnen gemeinsam gestalten möchte
- eine lebendige Kirchgemeinde mit einem vielseitigen Angebot
- ein motiviertes Team von freiwilligen Mitarbeitenden und Angestellten
- eine partnerschaftliche Zusammenarbeit im Kollegium
- eine Pfarrwohnung oder ein Pfarrhaus mit Amtsräumen in der schönen Altstadt Zofingen

Haben wir Ihr Interesse geweckt?

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung. Neben den üblichen Unterlagen (Lebenslauf, Arbeitszeugnisse, Diplome und Foto) bitten wir Sie um eine schriftliche Beschreibung Ihrer Ideen und Visionen und zu Ihren bevorzugten Arbeitsschwerpunkten.

Auskunft Marianne Meier, Kirchenpflege Ressort Personal, 062 751 95 10 / Ruedi Gebhard, Pfarrer, 062 751 13 39

Bewerbung bevorzugt elektronisch an: sekretariat@ref-zofingen.ch

www.ref-zofingen.ch

Vergänglich, lebenslänglich

Das Leben mit Menschen im hohen Alter ist ein viel diskutiertes Thema. Oft wird dabei die Solidarität mit den Senioren als Problem empfunden. Das schon längere Zeit vor der Corona-Pandemie erarbeitete und gerade erschienene Buch «Altern und Lebenszeit» des Zürcher Professors Michael Coors kann da ein wichtiger und lesenswerter Diskussionsbeitrag sein.

Darin sind die Erfahrungen ausgewertet worden, die Coors über sieben Jahre in seiner Arbeit am Zentrum für Gesundheitsethik an der Evangelischen Akademie Loccum der Hannoverschen Landeskirche gemacht hat. Gleich zu Beginn geht der Autor von einem objektiven, linearen zu einem existenzialen Zeitbegriff über: Zeit ist hier nicht ein erfahrbares Etwas, sondern vielmehr die Grundform der Selbsterfahrung. Das existenziell Mögliche steht bevor, wird gerade wirklich und ist alsbald vergangen. Das Vergehen von Zeit widerfährt dem Menschen.

So sensibilisiert Michael Coors dafür, dass die Solidarität mit alten Menschen auf eine grundlegende Gemeinsamkeit aller Generationen begründet werden kann. Altern ist keineswegs auf eine letzte Lebensphase beschränkt, sondern ein lebenslanger Prozess. Wer über diesen Prozess spricht, spricht zumindest indirekt immer auch von sich. Je länger dieser Prozess dauert, desto unübersehbarer wird indes, wie wir in unserem Leben immer wieder gezwungen sind, uns von Sicherheiten, Gewohnheiten und geliebten Menschen zu verabschieden.

Altern heisst: Wir leben zeitlich und sind damit vergänglich. Unsere Abschiede nötigen uns stets, uns dessen zu vergewissern, dass wir immer noch dieselben geblieben sind. Dies geschieht nicht primär auf der begrifflichen, sondern auf einer hermeneutischen Ebene. Der Mensch versichert sich seiner durch Erzählen davon, was er einmal war, wer er jetzt gegenwärtig ist und was er in der Zukunft sein könnte. In diesem kreativen Prozess ist er abhängig von überlieferten kulturellen Mustern, narrativen Schemata.

Der Pastor Michael Coors stellt dann im theologischen Teil seines Buches den vergänglichen Menschen in die christologische Beziehung zum ewigen Gott. Die Bibel erzählt davon, dass Gott nicht unser zeitliches Leben ins Unendliche verlängert, aber uns eine Grenze setzt, die nicht mehr mit dem Tod identisch ist. So führt der Lebensweg den Glaubenden nicht einfach in eine an den Tod angeknüpfte weitere Lebensphase, sondern in ein neues Leben mit Gott, von dem gegenwärtig nur die Verheissung geglaubt werden kann. Auf diesem Weg nimmt die Lebenszeit zwar unbedingt ab, aber im Glauben an den ewigen Gott und an ein neues, unvergleichliches Leben mit ihm kann der Mensch wirklich wachsen.

Coors will nun nicht mit einem religiösen Sonderweg imponieren, auf dem sich Christinnen schon vom gesellschaftlichen Leben und von der schmerzlichen Einsicht in die Endlichkeit lösen könnten. Er will vielmehr das Leben der Christen offenhalten für das Zusammenleben mit ihren Mitmenschen in einer pluralen, offenen Gesellschaft. In dem Diskurs, der gegenwärtig über die ethischen Herausforderungen der Pandemie geführt wird, können Christen auf der grundsätzlichen Fragmentarität und Angewiesenheit des zeitlichen Menschen und damit auf der Solidarität zwischen den Generationen insistieren.

Michael Coors: «Altern und Lebenszeit. Phänomenologische und theologische Studien zu Anthropologie und Ethik des Alterns». Mohr Siebeck, Tübingen 2020; 356 Seiten; 134 Franken.

Der Rezensent Friedrich Seven ist Pastor und lebt im deutschen Scharzfeld.

Diese gekürzte Besprechung erschien erstmals in «zeitzeichen 1/2021».

Ein Lebenswerk für die Menschenwürde

Der Schweizer Sozialethiker Hans Ruh hat in seiner Karriere eine Fülle von Büchern und Artikeln geschrieben. Dass er nun mit 88 Jahren seine wichtigsten Erkenntnisse und Postulate in einem einzigen Buch bündelt, ist ein Gewinn. «Anleitung zur Menschlichkeit» beinhaltet Texte, die mehrheitlich in Zeitschriften oder Sammelbänden veröffentlicht worden sind. Sie alle haben auch nach Jahren nichts an Aktualität eingebüsst. So beispielsweise ein 1993 erschienenes Interview in der Vorgängerpublikation des «Migros-Magazins», das die Unterscheidung von Ethik und Moral zum Thema hat. Ebenfalls enthalten sind Beiträge neueren Datums wie das Kapitel «Ein neues Narrativ des Menschseins nach Corona» zu Beginn des Buches.

Hans Ruh gliedert sein Buch in die Themen Ethik, Energie und Umwelt, Wirtschaft und Gesellschaft sowie Krieg und Frieden. Diese Einteilung ist angesichts der unterschiedlichen Texte hilfreich. Und doch zieht sich mit der existenziellen Frage, was die Voraussetzungen für ein menschenwürdiges Leben sind, ein roter Faden durch das ganze Buch. Der Sozialethiker hat sie in all seine Themenkomplexe hineingetragen.

Hans Ruh: «Anleitung zur Menschlichkeit. Positionen aus ethischer Sicht». allerArt im Versus-Verlag, Zürich 2021; 221 Seiten; 31 Franken.

Die Rezensentin Andrea Aebi ist Pfarrerin und stellvertretende Geschäftsführerin der Reformierten Medien, die auch *bref* herausgeben.

Ihm folgen wir in die Hölle

Sebastian Heindl gilt als der nächste grosse Orgelvirtuose. Was passiert, wenn wir ihm zuhören?

Von Christina Rietz
Bilder Jacobia Dahm

Sebastian Heindl muss den Teufel heraufbeschwören, und er tut es. Er kommandiert zehntausend Pfeifen, ein schwarzes Regiment. «Eine Nacht auf einem kahlen Berge» heisst das Stück, es malt eine wahnsinnige Hexennacht aus, die direkt der Hölle entquillt wie ein gelber Schwefeldampf. Auf vier Tastaturen, den Manualen, rasen Heindls Finger in schwer wahrnehmbarer Geschwindigkeit, beide Füsse, Hacke, Spitze, tanzen über die Pedale. Man wähnt sich in einer Kathedrale, in der eine schwarze Messe gelesen wird. Melodiefetzen verwandeln sich in Zaubersprüche, Tausende Töne flirren durch die Luft, sich von Minute zu Minute in Intensität und Rasanz steigernd. Heindl lockt den Beelzebub aus dem Schattenreich und alle seine Kreaturen, der Auftritt wird zur Séance, ein schwindlig machender Irrsinn, pervertierte Choräle, sich überschlagende Rhythmen – und als es nicht mehr weitergeht, nicht mehr weitergehen kann, ertönt nach acht Minuten jäh eine fahle Glocke, wie eine kaputte Turmuhr. Die Musik bricht in sich zusammen, der Spuk ist vorbei, der Morgen tagt, und unten zerschellen die Gerippe auf dem harten Pflaster der echten Kirchenmusik, die nun einsetzt und alles in Frieden verklärt.

Die teuflische Eruption, anderthalb Jahre ist sie her, aber auf Youtube verewigt, war 40 000 Dollar wert und machte den damals 21jährigen Leipziger Sebastian Heindl zum ersten Europäer, der je den wichtigsten Orgelwettbewerb der Welt in den amerikanischen Longwood Gardens gewinnen konnte.

Zauberinstrument

Die «Nacht auf einem kahlen Berge» ist eigentlich ein Stück für Orchester des russischen Komponisten Modest Mussorgsky. Die Orgel allein kann ein ganzes Orchester ersetzen, ja sogar übertreffen in der weltenstürzenden Wucht ihres Klangs. Ein Organist vermag sein Publikum zu überwältigen, kann es zu den himmlischen Heerscharen, die den Herrn loben, emporheben oder es tief in der Düsternis menschlichen Elends versenken. Freude, Angst, Jubel, Verzweiflung, Triumph und Stolz,

Man wähnt sich in einer Kathedrale, in der eine schwarze Messe gelesen wird. Melodiefetzen verwandeln sich in Zaubersprüche, Tausende Töne flirren durch die Luft, sich von Minute zu Minute in Intensität und Rasanz steigernd.

Gottverlassenheit und Zorn, jeden Extremzustand der Existenz kann eine Orgel erschaffen. Doch dafür braucht es besondere Musiker. Sebastian Heindl ist einer von ihnen.

«Ich bin schrecklich übermüdet», klagt Sebastian Heindl aber jetzt, im schwarzen Rollkragenpullover auf der Orgelbank in der Thomaskirche hockend, am Platz des grössten Orgelkomponisten, am Platz Johann Sebastian Bachs, den man ein Stockwerk tiefer auch begraben hat. Es ist ein klirrend kalter und hinreissend schöner Wintertag in Leipzig. In der letzten Nacht ist Heindl aus Versehen in den falschen Zug gestiegen und endete irgendwie in Potsdam anstatt in Sachsen. Dort hat er sich die Nacht mit einem Orgelbauer fachsimpelnd um die Ohren geschlagen. Seine langen braunen Haare sind am Mittag danach zerzaust, den dicken Mantel hat er lässig über die Brüstung der Orgelempore geworfen, als wäre er hier zuhause. Was er ja auch ist. Heindls Stimme klingt tief. Acht Jahre hat er im Thomanerchor gesungen, erst im Alt, am Ende im Bass.

Lange vor Schulbeginn, erzählt er, eigentlich solange er denken kann, haben ihn Orgeln fasziniert. Als Heindl anderthalb Jahre alt ist, besichtigt er mit seinen Eltern eine Kirche in Spanien und beschwert sich: «Keine Orgel da!» Später erkundet er mit seiner Oma sämtliche Orgeln Thüringens, improvisiert auch darauf, ohne einen Lehrer zu haben. Erst bei den Thomanern wird man auf sein Talent aufmerksam und erteilt den ersten richtigen Unterricht. Mit 22 Jahren debütiert Heindl bei den Berliner Philharmonikern, in der ersten musikalischen Liga. Gefördert wird er mittlerweile von Cameron Carpenter, dem berühmtesten Organisten überhaupt.

«Ihr seid nichts Besonderes, aber wir tun etwas Besonderes», so wurde es Heindl vor vielen Jahren vom Chef des Thomanerchors erklärt. An die tausendmal hat Heindl in der Thomaskirche gesungen, als einer von vielen, im weltberühmten Chor. Als Organist ist er jetzt eine One-Man-Show. Ohne Publikum geht es für ihn nicht mehr. Dann kommt die Nervosität, die Ungewissheit: Wie spiele ich eigentlich gerade? «Ein Konzert für Menschen hat eine höhere emotionale Amplitude», sagt Heindl. «Ich bekomme dann etwas zurück. Für mich zählt Kunst sowieso nur, wenn sie live vor Publikum musiziert wird.»

Die Pandemie hat Heindl vorerst sein Live-Publikum genommen und ihm in schlechtem Wechselkurs Existenzangst zurückgezahlt. Er studiert jetzt erst mal weiter und kann sich immerhin mehr denn je um seinen kleinen Sohn Leonardo kümmern. Soll er die Konzertkarriere nun hintanstellen, obwohl sie das ist, was er kann und will, und auf eine sichere Stelle irgendwo als Domorganist hoffen?

Die Orgel heisst auch Königin der Instrumente, doch ihr Reich zerfällt. Jahr für Jahr hören immer weniger Menschen ihren Klang, denn immer weniger Besucher sitzen sonntagmorgens in der Kirchenbank, um einem von der Kirche bezahlten Organisten beim mittelmässigen Improvisieren zuzuhören. Orgeln schimmeln, Orgeln sind notorisch verstimmt, Orgeln stehen in berühmten Konzerthäusern, werden dort aber kaum je gespielt. Wie setzt man eine Welt in Flammen mit einem Instrument, das, sozusagen, aus dem letzten Loch zu pfeifen scheint?

Vergänglichkeit versus Ewigkeit

«Ich kann ja mal … ich habe nichts vorbereitet … Ich öffne Ihnen einfach mal ein Tor zu einer anderen Welt», sagt Sebastian Heindl auf Bachs Orgelbank. Er zieht hier und da einige Register, um die Klangfarben, die Zutaten, einzustellen, eine Tätigkeit, die ihn ans Kochen erinnert. Man hört noch das sehr diesseitige und profan ploppende Geräusch angeschlagener Tasten, dann wirft der junge Organist den Kopf mit den langen Haaren in den Nacken, ob das jedoch bewusst geschieht, ist fraglich, und es erklingt oder erzittert oder materialisiert sich aus dieser anderen Welt ein Akkord von einer solchen Wucht, Verzweiflung, Dunkelheit und Ausdrucksstärke, dass Seismografen ihn eigentlich als Erdbeben registrieren müssten. Es ist ein De-profundis-Schrei, wie ihn die Psalmen kennen, «aus den Tiefen rufe ich, Herr, zu dir», eine Klangmasse, die den Raum

Sebastian Heindl in der Thomaskirche in Leipzig auf dem Platz des grössten Orgelkomponisten, Johann Sebastian Bach.

Königin der Instrumente

Die Orgel hat den grössten Tonumfang aller Instrumente. Dabei wird Luft durch verschieden lange und unterschiedlich breite Pfeifen geleitet. Durch das Prinzip der Register kann eine Organistin mit einem einzigen Tastendruck mehrere Pfeifen gleichzeitig zum Klingen bringen. Erfunden hat die hochkomplizierte Maschine der Mechaniker Ktesibios (285–222 v. Chr.) aus Alexandria. Die Musik, welche die hölzernen und metallenen Pfeifen erzeugen, kann unterschiedlicher nicht sein: Mal haucht die Orgel sanft, mal donnert sie gewaltig. Die Orgel ist Königin und Koloss zugleich. Manche sehen in ihr sogar ein heiliges Instrument.

füllt und von der man sich nicht denken kann, dass sie irgendein Herz nicht erreichte.

Die wenigen scheuen Besucher der Thomaskirche, die sich während des Lockdowns hierher verirrt haben, starren nun offenen Mundes zur Orgel empor, wo dieser unscheinbare junge Mann in blossen Socken sitzt. Seine Orgelschuhe hat er beim Interviewtermin vergessen, die Fotografin bekommt sie Tage später aber zu sehen. Heindl spielt lieber ganz ohne Schuhe als mit ordinären Strassentretern. Die g-Moll-Fantasie von Bach ist eines seiner Lieblingsstücke. Man kann ihn dort in der Klangwelt treffen, die er in seinem Kopf erschaffen hat. Die Ekstase des Augenblicks muss Heindl dabei kühl wie ein Schachspieler vorausplanen, sich überlegen, welche Kombination aus Pfeifenregistern an dieser Orgel die beste Wirkung erzielt.

Die Erhabenheit der Orgel rührt daher, dass der Organist einen Akkord wie diesen bis in alle Ewigkeit stehen lassen könnte. Ein Geigenbogen gelangt nach jedem Strich an sein Ende, dem Oboisten geht irgendwann die Luft aus, dem Sänger sowieso. Nur die Orgel kann weiterspielen bis zum nächsten Stromausfall.

«Der Pianist, sobald er den Ton angeschlagen hat, verliert ihn binnen weniger Augenblicke und ist daher mit der Vergänglichkeit des Klangs, der Musik konfrontiert. Als Organist hingegen ist man gewissermassen mit der Ewigkeit konfrontiert. Das ist der Unterschied», sagt Sebastian Heindl.

Happy Socks in der Philharmonie

Wie viel Schmerz muss ein Künstler erfahren haben, um den Bachschen Akkord als bodenlosen Abgrund erklingen lassen zu können? Heindl seufzt. Alter ist nicht sein Lieblingsthema. Er hält es als Kategorie in der Kunst für völlig unbrauchbar. Man muss nicht geliebt haben, um einer grossen Liebe Ausdruck, oder eher: den eigenen Körper leihen zu können. Vielmehr glaubt Heindl, dass im menschlichen Gehirn Affekte abgespeichert sind, ein genetischer Code, den jeder in der Musik spüren kann, auch wenn er die entsprechende Emotion im realen Leben noch nie zuvor gefühlt hat.

Zeigen zu können, was man selbst nie erfahren hat, das wäre Kennzeichen eines Künstlertums, das den Stimulanzien emotionaler oder chemischer Art, also all den Dingen, die man gemeinhin Drogen nennt, entsagt hat. Früher waren Räusche für Künstler noch verpflichtend, führten sie doch in sonst schwer zugängliche Regionen menschlichen Empfindens. Das Hirn jedoch muss unbestechlich bleiben, sagt Sebastian Heindl, denn Orgelspielen sei ultimativ hirnlastig. Er will auf dieses Organ aufpassen und versuchen, immer genug zu schlafen, was ihm aber schwerfällt.

Den Virtuosen umgibt stets der Ruch des Teuflischen, damit musste schon der erste Geigenstar überhaupt, Niccolò Paganini, klarkommen, weil seine technische Meisterschaft so vollkommen ist, dass Normalbegabte wähnen, der Virtuose müsse doch irgendetwas von sich an eine dunkle Majestät verschrieben haben, wenigstens die eigene Kindheit. Sebastian Heindl kann zwar, wie bei der «Nacht auf einem kahlen Berge», sehr diabolisch drauf sein und dem Chaos gebieten, aber er würde dabei trotzdem immer Happy Socks tragen. Bei fast jedem seiner

Auftritte kommen die apart gemusterten Teile vor. Als er im ersten Lockdown an der Schuke-Orgel der Berliner Philharmonie den sehr ernsten, sehr deutschen Beethoven mit seiner sinfonischen (von Heindl für Orgel arrangierten) Egmont-Ouvertüre in den berühmten Saal stellt, lugen zwischen weisser Hose und weissen Lederschuhen rot-blau karierte Socken hervor.

Keine Orgel ist wie die andere. Vor jedem Auftritt müssen sich Organisten in das neue Instrument hineinversetzen wie in einen ihnen noch unbekannten Menschen, dem sie in Kürze ihr Schicksal anvertrauen sollen. So was müssen nicht mal Pianisten, ein Steinway ist ein Steinway, egal, wo er steht.

Im Oktober 2020 gibt Heindl ein Konzert im Berliner Konzerthaus am Gendarmenmarkt. Er bekommt nur zwei Stunden, um die Orgel kennenzulernen, mit den Händen, den Füssen, den Ohren, und vor allem: mit dem Hirn. Heindl muss alle seine Stücke, den Bach, den Franck, den Rachmaninoff, in die Welt dieser Orgel übersetzen, sich irre schnell für Registrierungen und ihre potenziell unendlichen Kombinationen entscheiden. Es ist ein wichtiges Solokonzert vor Hauptstadtpublikum. Heindl wird den Nachmittag ganz allein bestreiten und das Haus ist ausverkauft. Er braucht sie beide: den kalten Maschinisten und den heissen Virtuosen in sich.

Die Lüster dimmen weg, Heindl schmiegt sich geräuschlos auf die Orgelbank. Er sitzt zusammengesunken vor dem grossen Spieltisch in der Mitte der grossen Bühne, die jetzt nur ihm gehört. Wie gebietet man einem Konzertsaal?

Schreie zum Schluss

Er beginnt mit seinem Lieblingsstück, der g-Moll-Fantasie von Bach. Man sieht, bevor man hört. Plötzlich fährt ein Schlag in den vornübergebeugten Körper. Der Rücken streckt sich, den Kopf reisst es in den Nacken, und dann ertönt der Schrei aus der Tiefe wieder, dieser erste, jenseitige Akkord, mit dem Bach das Tor zu einer anderen Welt öffnet. Heindl kommt aus dem angespannten Nichts der letzten Sekunden, bevor die Musik beginnt, und muss sofort da sein. Er hat keinen Dirigenten und keine Mitspieler, sein Solo erklingt nicht nach einem wärmenden Orchestervorspiel. Er ist das Solo.

Das Publikum richtet sich durch diesen und an diesem ersten Akkord auf, denn genau darauf hat es gewartet. Dass es endlich mal wieder überwältigt werde in diesem Jahr ohne Musik. Alle wissen an diesem Oktobertag: Wir leben auf geborgter Zeit, in wenigen Tagen wird es keine Konzerte mehr geben. Jetzt noch ein letztes Mal, und dann bitte richtig.

Eine atemlose Stunde dauert die Show, und es ist eine Show. Heindl tut das, was man früher über die begabtesten Dirigenten sagte: Er beginnt zu faszinieren. Es herrscht ein groteskes Missverhältnis zwischen Klang und den für seine Erzeugung zur Verfügung stehenden Gliedmassen.

Zur Zugabe, als Abschiedsgeschenk, jagt Heindl noch mal kurz den Teufel aus der Orgel. Die Pedal-Etüde «Perpetuum mobile» von Wilhelm Middelschulte ist ein Tanz für zwei Füsse solo, ohne Hände, ein reines Kabinettstück, das ganz gedämpft beginnt. Dann wird es schnell schneller und schnell lauter, sehr laut, sehr schnell, ein Sturm aus Halbtönen. Heindl zeigt einen inszenierten Kontrollverlust, der doch auf totaler Kontrolle beruht. 2 Minuten 30, es müsste eigentlich irgendwo eine Sicherung fliegen, stattdessen fliegt Heindls rechter Handrücken über die halbe Tastatur, ein Glissando, das in den finalen Akkord stürzt und das Konzert beschliesst. Ein letzter Haarwurf. Dann Applaus, sofort, Schreie auch.

Christina Rietz ist Redaktorin bei «Christ & Welt», den Extraseiten der «ZEIT» für Glaube, Geist und Gesellschaft.
christina.rietz@christundwelt.de

Die Fotografin Jacobia Dahm lebt in Berlin.
jacobiadahm.com

Dieser Text entstand in Zusammenarbeit mit «Christ & Welt».

«Dann stampfen die Leute mit den Füssen»

Übersetzung von Auszügen aus dem Abschnitt «Singen», zu finden auf der Website der Reformierten Kirche des Kantons Zürich

In der evangelischen Kirche wird viel gesungen. Singen ist ein Markenkern und Alleinstellungsmerkmal der reformierten Kirche. Denn ohne Singen ist die Kirche kaum vorstellbar und nirgendwo in der Gesellschaft wird noch in dieser Weise gesungen. (...) Das Singen im Gottesdienst und in der Kirche soll die emotionale Gestimmtheit des jeweilig aktuellen Klangraumes erfassen und ausdrücken. Ausdrücken meint dabei mit Herz und Mund, mit Leib und Verstand, in Lob und Klage singen und klingen.

Die Menschen in der reformierten Kirche singen viel.

In der reformierten Kirche ist Singen ganz wichtig.

So wie hier kann man an keinem anderen Ort singen.

Beim Singen zeigen die Menschen ihre Gefühle.

Zum Beispiel bei einer Beerdigung.

Dann sind die Menschen traurig.

Und sie singen traurige Lieder.

Oder es findet eine Hochzeit statt.

Dann sind die Leute fröhlich.

Und sie singen fröhliche Lieder.

Die Lieder sollen immer gut zu der Stimmung in der Kirche passen.

Beim Singen haben die Menschen viele Gefühle.

Sie bewegen ihren Körper zu der Musik.

Und sie müssen auch mit-denken.

1. Merkmale des anregend-fröhlichen Singens

Wie Singen richtig Spass macht

Die Videos zeigen, dass bei den anregend-fröhlichen Liedern viele Singbegeisterte versammelt sind. Die Räume, Kirchen und Veranstaltungshallen, in denen gesungen wurde, sind dicht besetzt und zwischen den Singenden bleiben keine grossen Lücken.

Wir haben die Menschen beim Singen in der Kirche gefilmt.

Dann haben wir die Filme angeschaut.

Darum wissen wir: Die Menschen mögen fröhliche Lieder.

Bei fröhlichen Liedern kommen viele Leute in die Kirche.

Diese Menschen wollen alle mit-singen.

Und es gibt fast keine leeren Plätze in der Kirche.

Das Singen in einer grossen Gruppe Gleichgesinnter führt zu einer (relativ) fröhlichen Stimmung. Offenbar vertreibt Gemeinschaft Traurigkeit oder melancholische Stimmung.

Mit anderen Menschen singen ist oft ziemlich lustig.

In einer grossen Gruppe sind die Menschen nicht traurig.

Und sie denken nicht so viel über ernste Sachen nach.

Körperlich sind die Singenden relativ aktiv. Bei den Gospelsongs stehen sie und klatschen, tanzen und bewegen sich im Rhythmus. Aber auch bei den eingeordneten Chorälen wurden vier von sechs mit körperlicher Aktivität gesungen, vom einfachen Stehen über Einen-Rhythmus-Stampfen und -Klatschen, Aufstehen bei bestimmten Worten bis hin zu einem Schreittanz durch die Kirche.

Viele Menschen bewegen sich gern beim Singen.

Zum Beispiel wenn sie Gospel-Lieder singen.

Gospel ist der Name für eine bestimmte Musik.

Gospel-Musik kommt aus Nord-Amerika.

Zuerst haben schwarze Menschen Gospel gesungen.

Aber auch bei uns mögen die Menschen Gospel.

Dazu kann man gut klatschen.

Und man kann tanzen.

Auch bei Chor-Musik bewegen sich die Menschen meistens gern.

Leichte Sprache*

Chor-Musik heisst: Wenn Menschen zusammen singen.

Das berührt die Menschen in der Kirche.

Dann stampfen sie mit den Füssen.

Oder sie klatschen.

Einige stehen bei bestimmten Stellen in dem Lied auf.

Und einige gehen und tanzen durch die Kirche.

2. Merkmale des gemeinschaftslosen Singens

Wann Singen in der Gruppe nicht so Spass macht

Wenn hohe kognitive Anforderungen an die Singenden gestellt werden, beispielsweise musikalisch-künstlerische Singweisen oder kontrapunktische Techniken oder die Aufforderung, dass jede und jeder nur bestimmte Töne singen soll, dann ist die Konzentration durch die gestellte Aufgabe gebunden und das Gemeinschaftsgefühl schwindet.

Beim Singen gibt es einfache und schwierige Lieder.

Schwierige Lieder sind:

- Wenn die Menschen besonders schön singen sollen
- Wenn sie nicht alle das gleiche singen
- Wenn sie nur bestimmte Töne singen dürfen

Dann müssen die Menschen gut aufpassen.

Und sie haben nicht so viel Zeit für Spass in der Gruppe.

3. Merkmale des beruhigend-überwältigenden Singens

Wie Singen ganz ruhig machen kann

Fröhliches Mitgerissenwerden ist einfach; selbst wenn einige Singende traurig und still bleiben, können andere ausgelassen singen. Eine beruhigende Stimmung für eine Gruppe zu erzeugen ist viel sensibler, denn ein oder zwei *Störenfriede* können die Beruhigung verhindern. Wie bei den Merkmalen der ersten Gruppe schon beschrieben, ist es in einer Gruppe schwieriger, traurig zu sein, als fröhlich.

Fröhliches Singen in der Gruppe ist einfach.

Beim fröhlichen Singen müssen nicht alle mitmachen.

Einige können auch traurig sein.

Oder sie können still sein.

Das stört die anderen in der Gruppe nicht.

Und sie können trotzdem fröhlich weiter singen.

Manchmal soll ein Lied aber auch beruhigen.

Das ist viel schwieriger.

Dann müssen alle mitmachen.

Und es darf niemand laut sein.

Sonst stört das sofort.

Und niemand ist mehr ruhig.

4. Merkmale des misslingenden Singens

Wann Singen falsch klingen kann

In den Gottesdiensten und Singveranstaltungen wurde beobachtet, dass wenn die Singenden überfordert werden, das Singen misslingt. Das gilt sicher auch in der anderen Richtung: Wenn das Singen zu banal ist und keinen reizvollen Klang hervorruft, ist es einfach langweilig.

Dieses Phänomen wird in der umgekehrten U-Kurve für ästhetisches Erleben dargestellt; sowohl zu niedrige als auch zu hohe Anforderungen mindern den Singgenuss.

In Gottes-Diensten und an Konzerten hat man gesehen:

Manchmal klappt es mit dem Singen nicht so gut.

Dafür gibt es verschiedene Gründe:

Zum Beispiel kann ein Lied zu schwierig sein.

Dann haben die Sänger Probleme damit.

Oder ein Lied kann zu einfach sein.

Dann wird es schnell langweilig.

Und die Sänger verlieren die Freude daran.

Aufgrund dieser benannten Komplexität brauchen die Singleiter/innen ein Gespür für das Gelingen des gemeinsamen Singens. Manchmal ist es notwendig, nicht alle überlegten Raffinessen durchzuführen und die eine oder andere Strophe einfach(er) zu wiederholen.

Jede Sing-Gruppe hat einen Leiter.

Der Leiter übt zusammen mit der Gruppe.

Manchmal ist ein Lied aber zu schwierig.

Dann kann der Leiter sagen:
Wir machen es ein bisschen einfacher.

Zum Beispiel singen wir immer nur den gleichen Teil von dem Lied.

Dann haben wir trotzdem Spass.

Übersetzung Heimito Nollé

* Religionen und Theologie tun sich oft schwer, ihre Botschaft in einfache Worte zu fassen. Die leichte Sprache leistet Übersetzungshilfe: Sie macht Schwieriges verständlich. Das ist manchmal auch entlarvend.

Reformierte Kirche Wettingen-Neuenhof

Wir sind eine aktive und attraktive Kirchgemeinde im Kanton Aargau mit rund 4000 Mitgliedern. Auf den 1. August 2021 oder nach Vereinbarung suchen wir infolge Pensionierung

eine Pfarrerin, einen Pfarrer 50%

(in 2–3 Jahren Erhöhung auf 60% vorgesehen)

Die Schwerpunkte Ihrer Aufgabe sind:
- Kinder- und Familienarbeit
- Gestaltung von Gottesdiensten
- Übernahme von Amtswochen und kirchlichen Amtshandlungen
- Seelsorge

Sie sind:
- aufgeschlossen und schätzen den Austausch mit jungen Familien
- kreativ, arbeiten gerne mit Kindern und stehen idealerweise mitten im Familienleben
- teamfähig und freuen sich, Ideen einzubringen und neue Projekte zu entwickeln
- in der reformierten Kirche verwurzelt
- bereit, Ihren Lebensmittelpunkt nach Wettingen oder Neuenhof zu verlegen

Wir bieten:
- eine spannende und abwechslungsreiche Aufgabe in einem angenehmen Arbeitsumfeld
- ein motiviertes Team (eine Pfarrerin, zwei Pfarrer, eine sozialdiakonische Mitarbeiterin, ein Jugendanimator, drei Katechetinnen, Organisten, Sigristenteam und Sekretariatsmitarbeitende)
- eine engagierte Kirchenpflege
- attraktive Anstellungsbedingungen

Haben wir Ihr Interesse geweckt?
Dann freuen wir uns auf Ihre elektronische oder briefliche Bewerbung an die Kirchenpflegepräsidentin Margrit Wahrstätter
(margrit.wahrstaetter@ref-wett-nhf.ch)
oder per Post an:
Reformierte Kirche Wettingen-Neuenhof,
Personalkommission, Etzelstrasse 22, 5430 Wettingen.

Für telefonische Auskünfte stehen Ihnen

– Pfarrer Stefan Burkhard, Tel. 056 437 30 53
– Pfarrer Lutz Fischer-Lamprecht, Tel. 056 437 30 51

gerne zur Verfügung.

Wir sind da!

Reformierte Kirche Belp-Belpberg-Toffen

Wir sind eine Kirchgemeinde mit zwei Standorten im Übergang vom dörflichen zum urbanen Teil des Gürbetals – vielfältig und lebendig. Wir begegnen den alltäglichen Herausforderungen mit Glaube, Hoffnung und Liebe. Der Zusammenhalt und die Zusammenarbeit über Generationen und mit Menschen verschiedener Glaubenswege sind uns wichtig. Dafür suchen wir immer wieder neue, kreative und wertschätzende Möglichkeiten.

Sind Sie bereit, an der Planung, dem Aufbau und der Realisation eines Begegnungszentrums in Toffen in Leitungsfunktion mitzuwirken? Möchten Sie Farbe in die Kinder-, Jugend- und Familienarbeit der Kirche einbringen und diese mit weiteren Angeboten der Kirchgemeinde (z.B. KUW) vernetzen? Dies sind, nebst den üblichen pfarramtlichen Tätigkeiten, zwei Schwerpunkte der Pfarrstelle, die wir Ihnen anbieten.

Wollen Sie zusammen mit engagierten und begeisterungsfähigen Kolleginnen und Kollegen, Mitarbeitenden und Freiwilligen unsere Kirche weiterentwickeln?

Wir suchen einen Menschen mit einem vom Evangelium geprägten Herzen und einem freundlichen Blick auf die Welt. Eine Persönlichkeit, die initiativ, kontaktfreudig und beweglich ist und die gerne mit andern gemeinsam Visionen entwickelt und lebt.

Wir suchen

eine Pfarrerin/ einen Pfarrer 70%

ab 1. November 2021 oder nach Vereinbarung.
Es besteht keine Residenzpflicht.

Erzählen Sie uns, was Kirche für Sie bedeutet und wie Sie in unserer Kirchgemeinde wirken möchten. Wir freuen uns über Ihre aussagekräftige Bewerbung.

Ihre Fragen beantworten gerne
Sandra Joder, Kirchgemeindepräsidentin,
031 819 08 30
oder Michaela Schönberger, Pfarrerin,
031 819 79 70

Bitte senden Sie Ihre elektronischen Unterlagen bis am 23. April 2021 an sandra.joder@refbelp.ch

Allgemeine Informationen über die Kirchgemeinde Belp-Belpberg-Toffen finden Sie unter www.refbelp.ch

PARVENDA EVANGELICA
EVANGELISCHE KIRCHGEMEINDE
ANDEER

Die Gemeinde Andeer liegt im schönen, lieblichen Schams an der San-Bernardino-Route. Die rund 500 Kirchgemeindemitglieder wohnen in den 3 Fraktionen Andeer, Pignia und Clugin. Wir sind eine familienfreundliche Gemeinde mit vielseitiger Infrastruktur, Schule und Altersheim im Dorf und guter Durchmischung von jungen und älteren Menschen.

Da unser jetziger Pfarrer nach langjähriger Tätigkeit eine neue Herausforderung annimmt, suchen wir per 1. August 2021 oder nach Vereinbarung

eine Pfarrerin/einen Pfarrer/ ein Pfarrer-Ehepaar 95%

Sie finden bei uns:
- Geräumiges Pfarrhaus mit Umschwung und angegliedertem Büro im Dorfkern von Andeer
- Vielseitiges Aufgabengebiet mit Gestaltungsfreiraum
- einen offenen, engagierten und teamfähigen Kirchgemeindevorstand und ein grosses Netz von freiwilligen Helfern

Wir wünschen uns:
- Jemanden, der Bestehendes schätzt und Neues motiviert angeht,
- eine engagierte, offene Persönlichkeit die einfühlsam ist und Zugang zu Menschen in allen Lebenssituationen findet,
- jemanden, der das Evangelium begeisternd und verständlich verkündet,
- eine für das Leben in der Dorfgemeinde offene Persönlichkeit

Haben wir Ihr Interesse geweckt?
Für Bewerbung und Fragen wenden Sie sich gerne an unsere Kirchgemeindepräsidentin

Gundi Demarmels
Veia Prinzipala 25, 7443 Pignia
Tel: 079 721 48 40
E-Mail: gundi.demarmels@bluewin.ch
www.andeer-reformiert.ch

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbung bis am 15. April 2021 per Post oder per E-Mail.

bref
Das Magazin der Reformierten

Hinweis des Inserateservice:
Anzeigenschluss für die nächste Ausgabe ist am Freitag, 9. April 2021, 12 Uhr.

Den Inserateservice erreichen Sie telefonisch unter 044 299 33 11 und per E-Mail: inserate@brefmagazin.ch

Konzernverantwortungsinitiative

Kirchen kämpfen mit Nachwehen der Abstimmung

Die Konzernverantwortungsinitiative (KVI) wurde zwar an der Urne knapp verworfen. Doch die Kontroverse um das politische Engagement der Kirchen ebbt nicht ab. Wie weit dürfen Kirchen gehen? Darüber sind sich weder Juristinnen noch Politiker oder Kirchenvertreterinnen einig.

Für die Jungfreisinnigen ist der Fall klar: Sie haben eine Stimmrechtsbeschwerde gegen den Einsatz der Kirchen für die KVI eingereicht. Als öffentlich-rechtliche Organisationen seien die Kirchen zu politischer Neutralität verpflichtet. Beim Engagement für die KVI hätten sie aber die Gebote der Sachlichkeit, Transparenz und Verhältnismässigkeit missachtet und damit die freie Willensbildung verletzt. Parteipräsident Matthias Müller sagt gar: «Es fragt sich, ob nicht in Zukunft eine vollständige Trennung von Staat und Kirche angebracht wäre.» Auch andere Politiker greifen die Kirche an. So verlangt FDP-Ständerat Ruedi Noser vom Bundesrat, das politische Engagement steuerbefreiter Kirchen kritisch zu prüfen. SVP-Nationalrat Lars Guggisberg fragt in einer Interpellation, wie der Bundesrat das Ausmass sowie die Art und Weise des kirchlichen Engagements beurteilt und wo die Grenze dafür zu ziehen sei.

> «Es fragt sich, ob nicht in Zukunft eine vollständige Trennung von Staat und Kirche angebracht wäre.»
>
> Matthias Müller, Präsident der Jungfreisinnigen.

Die Zürcher Landeskirche hat eine solche Linie bereits gezogen und hat ein Merkblatt zum politischen Engagement für die Kirchgemeinden verfasst. Darin steht, dass die Kirche zwar informieren, aber keine Abstimmungsparolen herausgeben darf. Anders die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn (Refbejuso). Sie weisen darauf hin, dass die Kirchen einen anderen Status hätten als etwa eine politische Gemeinde. So können Einzelpersonen aus der Kirche austreten. Bei Refbejuso gelte zudem die Gemeindeautonomie, die Kirchgemeinden entschieden also selbst über ihr politisches Engagement. Die Landeskirche setze hier auf Dialog, heisst es bei der Kommunikationsabteilung.

Auf politischer Seite argumentiert SP-Nationalrätin Jacqueline Badran, dass die Kirche den «Ort der Moral» verkörpere. Die Moral wiederum fliesse in jedes Gesetz und in die Verfassung ein, daher hätten die Kirchen die Pflicht, sich in politische Debatten einzubringen. Gleicher Meinung ist der ehemalige Bundesrichter Giusep Nay. Wenn man den Kirchen politische Stellungnahmen verböte, wäre das seiner Meinung nach eine Verletzung der Religionsfreiheit.

Nun liegt der Ball beim Bundesgericht, das über die Stimmrechtsbeschwerde entscheiden muss. Nay hält es für «eher unwahrscheinlich», dass es wirklich dazu kommt, denn mit der Ablehnung der KVI sei die Beschwerde gegenstandslos geworden. Die Frage, wie weit Kirchen sich politisch engagieren dürfen, bliebe damit ungeklärt – und die Kontroverse würde wohl weiter andauern.

Antonia Moser

Glarus

Ulrich Knoepfel tritt als Präsident zurück

Elf Jahre war Ulrich Knoepfel Präsident des Kirchenrats der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Glarus. Auf die kommende Herbstsynode will er dieses Amt nun abgeben, wie es in einer Mitteilung vom 16. Februar heisst. Knoepfel begründet den Entscheid damit, sich auf das zeitlich anspruchsvolle Amt in der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) beschränken zu wollen. Dem Rat der EKS gehört er seit vier Jahren an. Für die Nachfolge steht mit Pfarrer Sebastian Doll ein erster Kandidat bereit. Doll gehört seit 2016 dem Kirchenrat an und amtet seit 2018 als dessen Vizepräsident. Bei der Kantonalkirche leitet er zudem das Projekt «Generationenkirche» und ist in der Kirchenentwicklung tätig. Auf nationaler Ebene ist Doll in der Synode der EKS engagiert.

Defizit

Evangelische Frauen in finanzieller Not

Die Evangelischen Frauen Schweiz rechnen für 2020 mit einem Defizit von rund 90 000 Franken. Der Dachverband von reformierten Frauenverbänden und Einzelmitgliedern finanziert sich über Beiträge der Kantonalkirchen, Mitgliederbeiträge und Spenden sowie den Fonds für Frauenarbeit der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS). Insbesondere der Beitrag aus dem Fonds sei im vergangenen Jahr deutlich zurückgegangen, sagt die Finanzverantwortliche Barbara Fankhauser gegenüber ref.ch. Gespeist wird der Fonds aus einer jährlichen Kollekte der EKS-Mitgliedkirchen. Konnten in den Vorjahren noch bis zu 100 000 Franken ausbezahlt werden, so waren es 2020 lediglich 14 000 Franken. Auch im laufenden Jahr sei wegen der Coronakrise mit geringeren Einnahmen zu rechnen. Mit Spendenaufrufen und Fundraising will der Verband nun neue Mittel beschaffen. Zudem mussten die Mitgliederbeiträge um 50 Prozent erhöht werden.

Zug

Kirchenratspräsident Rolf Berweger tritt zurück

Nach zwölf Jahren im Zuger Kirchenrat, davon acht als Präsident, hat Rolf Berweger seinen Rücktritt bekanntgegeben. Dies teilte die Reformierte Kirche Zug am 1. März mit. Berweger trat 2009 in den Kirchenrat ein und übernahm zunächst das Ressort Bauwesen. Dabei leitete er unter anderem den Bau des neuen Kirchenzentrums, das 2012 eingeweiht wurde. Berweger wird mit dem Rücktritt auch seine überkantonalen Ämter abgeben, so als Synodaler der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS), als Vertreter der Kantonalkirchen im Stiftungsrat von Heks und im Ausschuss der Deutschschweizerischen Kirchenkonferenz. Zuletzt hatte er in der Untersuchungskommission der EKS Einsitz genommen, welche die Vorgänge um den Rücktritt von Gottfried Locher aufarbeiten soll. Der offizielle Termin für die Wahl der Nachfolgerin oder des Nachfolgers ist der 3. Oktober. Kandidierte nur eine Person, würde diese bereits am 26. Juli in stiller Wahl gewählt.

Thurgau

Zwei Kandidaturen für Kirchenratspräsidium

Im Januar hat Wilfried Bührer seinen Rücktritt als Kirchenratspräsident der Evangelischen Landeskirche des Kantons Thurgau auf Ende Mai 2022 angekündigt. Mit Paul Wellauer und Christina Aus der Au stehen nun ein Kandidat und eine Kandidatin für die Nachfolge fest. Wellauer ist seit zwölf Jahren Pfarrer in der Kirchgemeinde Bischofszell-Hauptwil und zudem Mitglied der Kirchensynode und deren Geschäftsprüfungskommission. Zuvor war er auch als Stiftungsratspräsident der Sozialwerke Pfarrer Ernst Sieber tätig. «Seit ich im Pfarramt bin, interessiert und motiviert mich das Denken und Wirken auf strategisch-planerischer Ebene im grösseren Zusammenhang», schreibt Wellauer in einer Mitteilung. Christina Aus der Au bringt Erfahrung aus zahlreichen Ämtern mit. So präsidierte sie im Reformationsjahr den deutschen Kirchentag. Als Lehrbeauftragte der ETH und der Universität Fribourg sei sie am Puls aktueller Diskussionen zu ethischen Fragen, heisst es in einer Mitteilung des Komitees «Pro Christina Aus der Au». Derzeit bildet Aus der Au angehende Lehrer an der Pädagogischen Hochschule in Kreuzlingen aus. «Mir ist es ein Anliegen, dass die Kirche der Zukunft einen weiten Blick für die Menschen hat», wird sie zitiert. Die Nachfolgerin oder der Nachfolger von Wilfried Bührer wird am 5. Juli gewählt.

Testaktion

Kirchgemeinde Zürich lässt Mitarbeitende testen

Seit dem 1. März können sich die rund 70 Pfarrer und 450 Mitarbeiterinnen der Kirchgemeinde Zürich wöchentlich auf das Coronavirus testen lassen. Die Teilnahme sei freiwillig, werde vom Krisenstab der Kirchgemeinde aber empfohlen, heisst es in einer Mitteilung. Grund für die Massnahme sei, dass kirchliche Mitarbeiter und Pfarrerinnen durch ihre Tätigkeit einem erhöhten Ansteckungsrisiko ausgesetzt seien und zudem oft mit vulnerablen Menschen in Kontakt kämen. Die Erfahrung habe gezeigt, dass durch häufiges Testen asymptomatische Fälle aufgespürt werden könnten, die sonst unentdeckt blieben. Die Kosten der Tests werden vom Bund übernommen.

Jubiläum

Berner Münster wird 600 Jahre alt

Am 11. März 1421 wurde laut einer Inschrift am Hauptportal der Grundstein zum heutigen Münster gelegt. Als Zeichen der wachsenden Bedeutung des Stadtstaates sollte das Münster andere Kirchen überragen. Bis es in seiner heutigen Form stand, vergingen Jahrhunderte. Oberes Achteck und Helm des Münsterturms wurden erst im 19. Jahrhundert errichtet. 1983 wurde das Münster in die Welterbeliste der Unesco aufgenommen; es gilt als bedeutendstes spätgotisches Gesamtkunstwerk der Schweiz. Aufgrund der Corona-Pandemie mussten die Jubiläumsfeierlichkeiten nun auf das nächste Jahr verschoben werden, wie der Verein «600 Jahre Berner Münster» mitteilte.

Holocaust-Erinnerung

Zürcherin erhält deutschen Bundesverdienstorden

Anita Winter engagiert sich seit vielen Jahren in der Holocaust-Erziehungsarbeit und gründete 2014 die Gamaraal Foundation, die sich für Überlebende der Shoa einsetzt. Dafür ist die Deutsch-Schweizer Doppelbürgerin nun mit dem Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet worden. Die Gamaraal Foundation bewahre die Erinnerung der Zeitzeugen in «berührenden Werken» vor dem Vergessen, teilte die Schweizer Botschaft der Bundesrepublik Deutschland am 17. Februar mit. Mit dem Orden werden Persönlichkeiten ausgezeichnet, die sich in besonderer Weise für das Gemeinwesen engagieren.

Pandemie

Schweiz gedenkt der Corona-Toten

Mit einer Gedenkminute und Glockenläuten hat die Schweiz am 5. März der Corona-Opfer gedacht. Vor einem Jahr ist in der Schweiz zum ersten Mal ein Mensch an Covid-19 gestorben. Mittlerweile sind es über 9300 Tote. Zu der Aktion hatte Bundespräsident Guy Parmelin aufgerufen. In zahlreichen Städten und Dörfern läuteten am Freitagnachmittag die Kirchenglocken, wie die Nachrichtenagentur sda berichtete. Um 11.59 Uhr legte die Regierung in der Bundesratssitzung eine Schweigeminute ein und gedachte der Verstorbenen und Betroffenen. «Danke den Kirchen, das Geläut spendete Trost», schrieb Bundesratssprecher André Simonazzi auf Twitter. Die Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS), Rita Famos, schrieb im Vorfeld, sie wolle während des Geläuts für alle Betroffenen beten. «Denn das Gebet schafft Verbundenheit, Aufmerksamkeit und nährt den Glauben.» Auf eine Gedenkzeremonie hat der Bundesrat aufgrund der aktuellen epidemiologischen Lage verzichtet. Dieser Argumentation schloss sich auch die EKS an.

ref.ch Das Portal der Reformierten

Mit dem Newsletter informiert bleiben: ref.ch/newsletter.

Cinémathèque

Serie: «En thérapie»

Wunden auf der Couch

Terroristen dringen mit Sturmgewehren in den Pariser Club Bataclan ein. Sie erschiessen 130 Menschen, 410 werden verletzt. In der fiktiven Serie «En thérapie» empfängt der Psychoanalytiker Philippe Dayan in seiner Praxis fünf Patientinnen und Patienten, sieben Wochen lang. Etwa den Polizisten Adel, der als Teil einer Spezialeinheit den Tatort sichern musste – und nun an Panikattacken leidet. Stockend erzählt Adel, was er im Innern des Gebäudes erlebt hat: «Da war auch dieser Geruch. Der Geruch von Blut.»

Auch die selbstzerstörerische, junge Schwimmerin Camille, das unglückliche Ehepaar Léonora und Damien und die Chirurgin Ariane suchen Hilfe. Letztere stand nach dem Anschlag 48 Stunden im Operationssaal und rettete Menschenleben im Akkord. Der Psychoanalytiker fragt nach, fühlt mit, ist unbequem. Als sich Ariane in ihn verliebt, benötigt ebenfalls er Rat.

Die Regisseure Éric Toledano und Olivier Nakache haben die mehrfach ausgezeichnete israelische Serie «Betipul» adaptiert und auf die Situation nach dem Terroranschlag im November 2015 in Frankreich zugeschnitten. Sie schufen kammerspielartige Szenen, in denen urmenschliche Gefühle wie Verlustangst, Unsicherheit oder geringes Selbstwertgefühl verhandelt werden. Der Blick auf die Einzelschicksale fördert aber auch das Trauma einer unter Schock stehenden Gesellschaft zutage, die sich ihrer Verletzbarkeit bewusst wird.

Natalie Fritz ist Religionswissenschaftlerin und Redaktorin beim Medientipp.

«En thérapie». Frankreich 2021; Regie: Éric Toledano, Olivier Nakache; Besetzung: Frédéric Pierrot, Mélanie Thierry, Reda Kateb.

Die 35 Folgen lassen sich bis am 27. Juli in der Arte-Mediathek kostenlos streamen: bit.ly/2NSBlk9

BILD: ZVG

Die Drei

Das Männerproblem der Schweiz

Ausstellung zu Frauenrechten, Landesmuseum Zürich, virtuelle Führungen möglich, ab 5. März

In der Schweiz werden Frauen auch heute noch an vielen Orten benachteiligt. 50 Jahre nach Einführung des Frauenstimmrechts dokumentiert die Ausstellung «Frauen.Rechte – Von der Aufklärung in die Gegenwart» im Landesmuseum den langen Kampf der Schweizerinnen um Gleichberechtigung. An Audiostationen lassen sich die historischen Debatten nachverfolgen. Neben Leihgaben aus Schweizer Institutionen werden wichtige Zeugnisse aus internationalen Sammlungen gezeigt, ebenso sind zwei Installationen der Künstlerin Pipilotti Rist zu sehen. Aufgrund der Pandemielage können auch virtuelle Führungen gebucht werden.
www.landesmuseum.ch

Jesus kommt aus Kamerun

Webtalk zum Film «Das neue Evangelium» mit Regisseur Milo Rau, 29. März, 20 bis 21 Uhr

Der Schweizer Regisseur Milo Rau verknüpft in seinem Film «Das neue Evangelium» die Passion Jesu mit dem Leid afrikanischer Flüchtlinge, die in Süditalien ein elendes Dasein als Erntearbeiter fristen. Jesus wird dabei von dem kamerunischen Aktivisten Yvan Sagnet verkörpert, der selbst Landarbeiter war und nun gegen die Ausbeutung ankämpft. Im Webtalk mit Milo Rau und Oliver Meiler, Italienkorrespondent des «Tages-Anzeigers», sollen unter anderem die Fragen diskutiert werden, was Jesus heute predigen würde und wer seine Jüngerinnen wären. Alle Teilnehmerinnen erhalten vorab einen Link, um den Film anschauen zu können. Anmeldeschluss ist der 22. März.
www.paulusakademie.ch

Das Leiden Jesu in der Stadt Bern

Künstlerischer Stationenweg «kunst kreuzt weg», Heiliggeistkirche Bern, noch bis 3. April

Seit Jahrhunderten macht sich die Kunst immer wieder hinter die 14 Leidensstationen Christi. In Bern haben nun 14 Künstlerinnen und Künstler einen Kreuzweg installiert, der die Stationen des Leids neu interpretiert. Dabei sind unter anderem musikalische, fotografische und lyrische Werke zu sehen. Pandemiebedingt findet der Rundgang nicht in den Ateliers der Künstlerinnen statt, sondern in der gesamten Stadt. Start- und Schlusspunkt ist die Heiliggeistkirche. Mit einer App kann der Kreuzweg auch rund um die Uhr individuell begangen werden.
www.kunstkreuztweg.ch

Reaktionen

Zu «Zum Beispiel Tim, Silvan und Lilli»

Drei junge Menschen porträtiert *bref* – und eine Geschichte. So zumindest sieht es auf den ersten Blick aus: Alle setzen sich für die Kirche ein, interessieren sich für deren Themen und haben ein Problem mit der Verkündigung. Hand aufs Herz: Wer kann ihnen das übelnehmen, wenn man bedenkt, dass viele Menschen in fortgeschrittenem Alter mit der Kirche oder dem Glauben auch nicht viel am Hut haben? Sehr klug fand ich die Aussage des jungen Tim Bucher am Ende des Berichts: Er stehe als junger Mann erst am Anfang – auch den Glauben müsse man aber lernen. Dem gibt es eigentlich nichts hinzuzufügen. Und sowieso: ein Mensch, der so spricht, ist dem Glauben viel näher, als er es selber für möglich hält.

Fritz Häuselmann, Rothenfluh BL

Heimito Nollé

Aphorismus to go

50 Jahre nach Beuys' erweitertem Kunstbegriff beschert uns Corona nun endlich den erweiterten Wissenschaftsbegriff: Jeder Mensch ist ein Virologe.

Redaktion *bref*, Leserbriefe,
Pfingstweidstrasse 10
8005 Zürich
redaktion@brefmagazin.ch
Facebook.com/brefmagazin
Twitter: @brefmagazin

Die Redaktion trifft eine Auswahl und behält sich vor, Zuschriften auch ohne Rücksprache mit den Autoren zu kürzen. Anonyme Zuschriften und Briefe mit beleidigendem oder anstössigem Inhalt wandern in den Papierkorb.

bref

Das Magazin der Reformierten

Erscheint einmal im Monat.

bref steht in der Folge von *Kirchenblatt für die reformierte Schweiz* (seit 1844), *Der Protestant* (seit 1897), *Evangelischer Pressedienst EPD* (seit 1927) und *Reformiertes Forum/Reformierte Presse* (1986–2015).

Herausgeberin
Reformierte Medien,
Pfingstweidstrasse 10, 8005 Zürich

Geschäftsleitung
Pascale Huber, Andrea Aebi (Stv.)

Anschrift
bref, Pfingstweidstrasse 10
8005 Zürich
Telefon 044 299 33 11
brefmagazin.ch
redaktion@brefmagazin.ch

Redaktionsleitung
Oliver Demont, Vanessa Buff (Stv.)

Redaktion
Andreas Bättig, Susanne Leuenberger, Antonia Moser, Heimito Nollé

E-Mail-Adressen
vorname.name@brefmagazin.ch

Artdirection frei — büro für gestaltung

Korrektorat Ursula Klauser

Honorar Tiziana Polimeno

Verlag
Bettina Kunz, verlag@brefmagazin.ch

ISSN 2297-7597

Abonnentenservice
Abonnenten Service *bref*
Postfach, 4600 Olten
Telefon 044 299 33 45
abo@brefmagazin.ch

Werbemarkt
Bettina Kunz, Telefon 044 299 33 11
inserate@brefmagazin.ch

Herstellung
Jordi AG, 3123 Belp

Abonnemente Schweiz
Jahr 115.–, Halbjahr 68.–,
Schnupperangebot (3 Ausgaben) 25.–,
Gönner-Abo ab 116.–

Einzelheftbestellung Schweiz
Einzelheft 14.–, Doppelnummer 17.–,
zuzüglich Versandspesen.
brefmagazin.ch/einzelverkauf

Preise Ausland
Wie Schweiz, zuzüglich Versandspesen

bref ist urheberrechtlich geschützt. Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Aus Gründen der Lesbarkeit verzichtet *bref* in der Regel auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für beide Geschlechter.

bref wird auf Papier aus verantwortungsvollen Quellen gedruckt.

FSC MIX Papier FSC® C002982

Das nächste *bref* Magazin erscheint am 16. April 2021.

Der ehrliche Klappentext

Von Dolores Zoé Bertschinger

Die verstorbene Philosophin Susan Sontag ergründete schonungslos die menschliche Existenz und ihre Abgründe. Nun sind Sontags Erzählungen über Krankheit, Tod und Verdrängung erstmals ins Deutsche übersetzt worden. Die jahrzehntealten Texte in «Wie wir jetzt leben» haben nichts an Aktualität eingebüsst.

Ein Vogel und ein Mensch begegnen sich auf der Arche. Der Mensch schickt den Vogel aus, um gute Nachrichten vom Land zurückzubringen. Dies ist die Ausgangslage einer der Geschichten aus Susan Sontags Erzählband «Wie wir jetzt leben». Als der Vogel zurückkehrt, berichtet er frustriert von den Menschen, welche die Erde zerstören würden. Der Mensch glaubt dem Vogel nicht und nennt ihn einen Pessimisten, der zu Übertreibung neigt. Daraufhin erzählt ihm der Vogel die Parabel von zweierlei Arten der Blindheit. Es gebe blinde Menschen, deren Augen tatsächlich nicht sehen könnten. Daneben gebe es aber auch jene, die lediglich meinten, sie seien blind, in Wirklichkeit aber an einer Schädigung des Gehirns litten. In der Folge dringe das Gesehene nicht in ihr Bewusstsein vor. Ähnlich wie diese nur scheinbar Blinden verhielten sich die Menschen: Sie sähen zwar die Gewalt und den Raubbau an der Natur, aber all diese Dinge drängen nicht zu ihrem Gewissen durch.

Der Dialog zwischen dem Vogel und dem Menschen liest sich leicht. So leicht, dass sich der zynische Unterton ob der komischen Gesprächssituation beinahe übersehen liesse. Aber eben nur beinahe: Die Geschichte entlarvt den menschlichen Unwillen, für die eigenen Handlungen Verantwortung zu übernehmen. Dies ist nur eine der vielen Pointen in Sontags Erzählungen, in der sie ihren Leserinnen und Lesern den Spiegel vorhält.

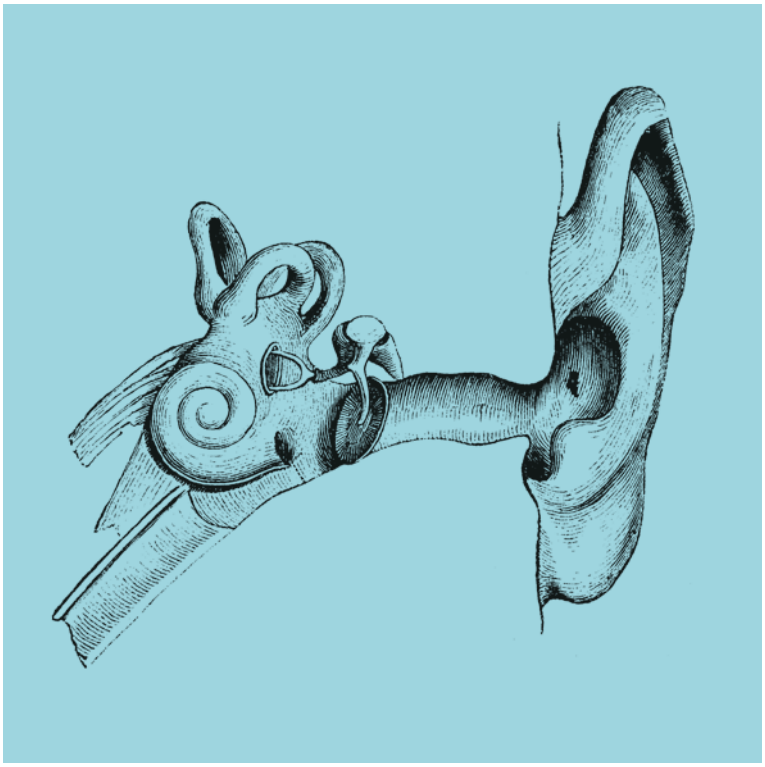
Die 2004 verstorbene Susan Sontag gehört zu den grossen Intellektuellen der USA im 20. Jahrhundert. In ihren kulturkritischen Essays dachte sie über Literatur, Film, Fotografie und deren Verhältnis zu Politik und Gesellschaft nach. Die Publizistin schrieb über Homosexualität, das Betrachten von kriegsverstümmelten Körpern, aber auch über ihre eigenen Krebserkrankungen. Ausserdem veröffentlichte sie Theaterstücke, Romane und einige Erzählungen, von denen nun eine Auswahl auf Deutsch vorliegt. Sie alle entstanden zwischen 1984 und 1992 und handeln von gesellschaftlichen Konflikten, Moral und Tabus ebenso wie von persönlichen Erlebnissen. In den kurzen Texten spielt Sontag mit verschiedenen Genres. Dabei bricht sie immer wieder lineare Erzählformen auf, etwa indem sie Textfragmente aneinanderreiht, deren Zusammenhang sich erst beim zweiten Lesen erschliesst.

Was sich durch alle Erzählungen zieht, sind die Dialoge. Für ihr Schreiben brauche sie ein Gegenüber, sagte Sontag einmal in einem Interview: «Ich schreibe, um herauszufinden, was ich denke.» Diese dialogische Form verbindet sie in der Kurzgeschichte «Wie wir jetzt leben» mit einem Thema, das sie in ihren philosophischen Essays immer wieder umkreiste: der verletzte Körper. Im vermeintlichen Zentrum der Erzählung stehen ein namenloser Mann und seine Erkrankung. Im Laufe der Handlung wird aber klar: Hier geht es nicht um ihn, sondern um seine Freundinnen und Freunde. Sontag gibt deren Befürchtungen und Vorurteile wieder. Wie sollen sie sich gegenüber dem Freund verhalten, mit ihm sprechen, ihren Familien und Bekannten davon berichten? Dabei wird auch die Angst vor einer eigenen Ansteckung zum Thema. Immer deutlicher tritt dabei die Hilflosigkeit der gesunden Menschen im Umgang mit dem Leiden des Freundes hervor.

In der 1986 entstandenen Erzählung bleibt die Krankheit des Mannes ohne Namen. Vermutlich handelt es sich dabei um Aids. Wichtig ist das aber nicht, haben doch Sontags Gedanken über das gesellschaftliche Unbehagen gegenüber Schmerz, Leiden und Tod auch 2021, in Zeiten einer Pandemie, nichts an Dringlichkeit verloren.

Susan Sontag: «Wie wir jetzt leben». Hanser, München 2020; 123 Seiten; 24 Franken.

Dolores Zoé Bertschinger ist Religionswissenschaftlerin und freie Journalistin.



Stille

Um wenig wird so viel Lärm veranstaltet wie um die Stille. Sie scheint in der Kirche eines der letzten Dinge zu sein, auf die sich alle vorbehaltlos verständigen können. Die vielen «Räume der Stille» zeugen vom niedrigschwelligsten Sinnangebot der Konfessionen. Das Gotteshaus wird zum Spassbad, in dem man sich in die Ruhezone verziehen kann, ohne eine Vorstellung haben zu müssen, was sich sonst noch so abspielt. Touristen in den Kirchen machen davon oft Gebrauch. Vielleicht hoffen die Pfarrerinnen und Pfarrer, dass ein Hauch göttlicher Ruhe die Besucher streifen wird und sie wiederkommen.

Wer jedoch, wie es im Meditationsjargon so schön heisst, tatsächlich «in die Stille geht», wird dort nicht in Ruhe gelassen. Der Hineinhorch-Imperativ verursacht Stress. Was, wenn wir in uns nichts vorfinden? Und überhaupt, was ist das, die Stille? Selbst in der Natur finden wir sie nicht: Im Wald knacken Äste, es schreit der Eichelhäher, und auch die vielbeschworene Meeresstille meint nichts mehr als eine flache See mit niedrigem Wellengang. Kurz: Könnte es nicht sein, dass wir es mit der Angst zu tun bekommen, wenn es zu still ist? Wer in die absolut schalldichte und stockdunkle «Camera silens» eingesperrt wird, endet bekanntlich im Wahnsinn. Nicht umsonst spricht man mit einem leichten Grausen von Totenstille.

Kaum verwunderlich ist auch, dass in der biblischen Offenbarung eines der schrecklichsten Ereignisse ebenfalls der Stille entsprang. Nachdem das Lamm Gottes das siebte Sigel brach, wurde es eine halbe Stunde absolut still – worauf Donner, Blitz und Erdbeben folgten. Die Stille als Drohung muss man erst mal aushalten, sie ist nicht einladend.

In diesem Leben werde ich kein Stille-Profi mehr, obwohl ich mich doch so oft darin übte. Weder die Stimme des Herrn sprach zu mir, noch konnte ich das Flügelrauschen eines Engels hören. Schon gar nicht vernahm ich den Hall meiner Seele. Wohl auch deshalb, weil er sowieso übertönt würde durch das Zikadengezirpe in meinem linken Ohr, das mich seit einem Hörsturz nicht verlassen will. Seitdem befindet sich mein Kopf in einem akustischen Dauer-Toskana-Urlaub.

Und doch ist auch mir die Stille immer wieder ein willkommener Gast. Nicht wenn sie mir als Angebot bereitgestellt wird, sondern sie sich ganz unvermutet in mein Leben gesellt. Zuletzt war das der Fall, als ich einem Freund beim Umzug geholfen habe und wir am Ende erschöpft und still beieinanderstanden. Diese Zufriedenheit nach getaner Arbeit kommt ganz ohne Worte aus. Sie ist viel mehr als die Abwesenheit von Lärm: Es herrscht ein grosses Einvernehmen, ein Moment des Friedens.

Von Andreas Öhler

BILD: QUAGGA MEDIA AG